

Leih-Bibliothek

von

Wilhelm Besser in Genthin.

Verlorengegangene, beschmutzte, beschriebene, zerrissene und auf jede andere Art verdorbene Bücher werden nach dem Ladenpreise bezahlt. Findet dieses bei dem einzelnen Bande eines aus mehreren Theilen bestehenden Werkes statt, so wird das ganze Werk bezahlt, sobald der fehlende Theil im Buchhandel nicht herbeigeschafft werden kann.

☞ Sollte ein Bibliothekband verloren gehen und in fremde Hände kommen, so wird der Finder um baldige Zurückgabe an die obige Adresse, nach Umständen gegen eine Belohnung, ergebenst ersucht.

3947

2830

2656


1820



Julie.

Julie,

oder

die Abentheuer

einer

schönen Wittwe.

Ein Roman

von

Ch. Hildebrandt.

Berlin,
bei C. G. Lüderitz.
1825.

RBR
Jantz
#512

Erstes Kapitel.

Herr Baron von Belling, der letzte Sprößling einer alten adelichen Familie, dabei aber nichts weniger als reich, fand in seinem fünf und zwanzigsten Jahre den Gegenstand, welcher allein sein Herz zu fesseln im Stande war, und faßte auch sogleich den Entschluß, sich auf ewig mit der innig Geliebten zu verbinden, welche seine Empfindungen auf das zärtlichste erwiderte. Zwar war auch Julie von Dielitz von allem Vermögen entblößt; allein ihr vortreffliches Herz, ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit ersetzte ihm reichlich,

was ihr an Glücksgütern abging, und das junge Ehepaar lebte mit seinem mäßigen Einkommen so glücklich, als es nur immer möglich war.

Kaum hatte die junge Frau eine Tochter geboren, welche eben so schön als ihre Mutter zu werden versprach, so entriß ein plötzlicher Tod den glücklichen Vater aus der Mitte seiner Lieben. Die untröstliche Wittwe ward hierdurch beinahe einer vollkommenen Dürftigkeit bloßgestellt; aber gerade mitten unter den grausamsten Prüfungen eines widrigen Geschicks findet die Tugend und Klugheit die köstlichsten Quellen des Trostes in sich selbst. Die junge Frau von Belling legte hiervon den auffallendsten Beweis denn obgleich ihr ganzer Reichthum, außer einem kleinen Häuschen mit Garten, das sie

mit dem aus dem Nachlasse ihres Gemahls gelöſ'ten Gelde in einem der reizendſten Dörfer ihres Vaterlandes ankaufte, nur in einem jährlichen Einkommen von zwei hundert Thalern beſtand, ſo brachte ſie es doch mit Hülfe ihrer Talente und Geſchicklichkeit in weiblichen Arbeiten dahin, daß ſie nicht nur ihre Tochter anſtändig erziehen, ſondern auch es noch möglich machen konnte, die hülfloſeſten Armen in ihrer Nachbarſchaft zu unterſtützen.

Ihre liebenswürdigen Eigenſchaften, ihr reines und untadelhaftes Leben legte ſelbſt der Verleumdung Stillſchweigen auf; ihre Liebe zur Einſamkeit, ihre unwandelbare und anſpruchsloſe Herzensgüte hielten den Neid im Zaum, den ihre ſeltene Schönheit und die glücklichen Anlagen ihres Verſtandes anfangs erregt hatten, und ſogar die Familie

ihres verstorbenen Gemahls, die sich früher ziemlich gehässig gegen sie gezeigt hatte, fing an, sich ihr mehr und mehr zu nähern, und sich endlich ganz dem unwiderstehlichen Liebreiz dieser interessanten Wittwe hinzugeben; denn Julie konnte für ein wahres Muster von Schönheit gelten. Ihre Gesichtszüge waren überaus fein und regelmäßig, ihre Haut war blendend weiß, ihr ganzer Körper das Sinnbild der frischen und blühenden Jugend, ihr Wuchs hoch und schlank, ihre Haltung edel und majestätisch, mit einem Wort, sie schien eine Göttin auf Erden zu seyn.

Ruhig verlebte Julie eine Reihe von Jahren, während welcher auch ihre Tochter Leonore immer mehr an Reizen zunahm. Zwar herrschte in ihren Gesichtszügen nicht die Regelmäßigkeit, wodurch die Schönheit ihrer

Mutter so ausgezeichnet war, aber ihr ganzes Wesen glich dem verführerischen Bilde einer Grazie. In ihren lieblichen Gesichtszügen thronte die Unschuld und Heiterkeit, ihre Wangen schmückten die Blumen der Gesundheit und Jugend; ihre schönen dunkelblauen Augen kündigten eine zarte, gefühlvolle Seele an, und eine große Menge kastanienbrauner Locken wallte kunstlos um die niedliche Stirn und den Alabasterhals. Ihre Zähne waren von blendender Weiße und Schönheit, und ihr ganzer Körper verband mit der Flüchtigkeit einer Sylphide die Anmuth einer Nymphe.

Unter der Leitung ihrer Mutter zeichnete sich Leonore auch bald durch ihre Talente und Kenntnisse aus; sie spielte das Fortepiano, die Harfe und Guitarre meister-

haft, und ihre schöne Stimme erfüllte stets die Herzen ihrer Zuhörer mit der zärtlichsten Rührung. So ward sie der Stolz und das Muster für die ganze Gegend, und diejenigen, welche durch Zufall oder aus Neugierde sie kennen zu lernen Gelegenheit hatten, konnten so leicht das Andenken an sie nicht wieder verlieren; oft brachten sie in ihren fröhlichen Gesellschaften dem liebenswürdigen Hüttenmädchen einen Toast aus, und unter denen, die sich am eifrigsten für Leonoren interessirten, sah man bald den Baron von Herstall den ersten Platz einnehmen.

Der Baron von Herstall war ein weitläuftiger Verwandter von Leonorens verstorbenem Vater. Als er einst mit seiner Familie durch diese Gegend reis'te, machte er seiner Gemahlin den Vorschlag, der Wittwe

einen Besuch abzustatten; er hatte zwar Leonoren als Kind bereits gekannt, und zu jener Zeit die außerordentliche Schönheit ihrer Mutter bewundert, aber wie groß war sein Erstaunen, als er in die Hütte trat, und von Leonoren empfangen wurde; die in seinen Augen als das liebenswürdigste Mädchen erschien, das er je gesehen hatte. Der Baron und seine Gemahlin waren noch in ihrem Anblick versunken, als auch die Mutter eintrat. Sie war ganz weiß gekleidet, und obgleich Leonore durch ihre Jugend gegen ihre Mutter im Vortheile stand, so erhielt dennoch die letztere in den Augen des Barons den Preis der Schönheit, während sein Sohn, ein Jüngling von zwanzig Jahren, erstaunt und unentschlossen war, welcher von beiden er den Vorzug geben sollte. Julie war noch

nicht ein und dreißig Jahre alt, und Leonore hatte so eben ihren funfzehnten Frühling angetreten.

Nach den ersten Komplimenten ward die Unterhaltung bald lebhaft und allgemein, und das Erstaunen der Gäste stieg mit jeder Minute, als Julie sie in ihrem Hause und Garten umherführte, wo neben der größten Ordnung und Reinlichkeit überall der ausgesuchteste Geschmack hervorleuchtete. Der Baron konnte sich nicht enthalten, in die wärmsten Lobeserhebungen über alles, was er sah, auszubrechen, und die Baronin, welche mit einem gefühlvollen Herzen einen gesunden Verstand und große Urtheilskraft verband, machte ihren beiden Töchtern im Stillen bemerklich, wie reizend Leonore in ihrer einfachen und schmucklosen Kleidung sey. Diese

beiden, in der großen Welt erzogen, und leidenschaftliche Anhängerinnen der neuen Moden, rümpften jedoch ihre Näschen über die Bemerkungen ihrer Mutter, die sie für Sticheleien auf sich selbst hielten; die Augen ihres Bruders aber drückten es deutlich aus, wie sehr er das liebenswürdige Hüttenmädchen bewundere.

Der Baron konnte es nicht begreifen, wie drei Personen (denn Julie hatte ein junges Bauermädchen zu ihrer Bedienung) mit einem jährlichen Einkommen von zwei hundert Thalern es möglich machten, in ihrer zwar kleinen, aber sehr bequemen und angenehmen Wohnung ein so anständiges Leben zu führen. Er leitete geschickterweise die Unterhaltung auf diesen Gegenstand, und erfuhr nun, daß Mutter und Tochter von der An-

wendung ihrer Talente und Geschicklichkeit einen bedeutenden Gewinn zögen. Die erstere zeichnete sich durch ihre Kunst in der Stickerei vorzüglich aus, und verfertigte außerdem Börsen und Halsbänder, von Perlen gestrickt, für die Kaufleute der umliegenden Städte, während die letztere in Gold und Silber stickte, kleine sehr geschmackvolle und zarte Gemälde in Oel anfertigte, und ihre Arbeiten nach der Hauptstadt sendete, wo sie vortheilhaft verkauft wurden.

„Diese köstlichen Talente, liebes Kind,“ sagte die Baronin, indem sie die Hand der bescheidenen und furchtsamen Eleonore drückte, „sind ein wahrer Reichthnm, der Ihnen nicht verloren gehen kann; wie viel Menschen giebt es nicht, die mitten im Schooße des Ueberflusses Ihr Schicksal beneiden möchten.“

„Wirklich bin ich auch überaus glücklich,“ erwiderte das liebenswürdige Mädchen, mit einem sanften Ausdruck ihre Mutter anblickend.

„Wahrhaftig, ich schätze mich glücklich,“ fuhr die edle Frau fort, „auf eine so angenehme Weise die Freundschaft mit so verdienstvollen Verwandten erneuert zu haben, und ich schäme mich, daß ich sie so lange Zeit hindurch vergessen konnte.

Julie und Leonore bestrebten sich, ihre zärtliche Dankbarkeit auszudrücken, als das junge Bauermädchen eintrat, und eine Schüssel mit frischer Milch, so eben erst gepflückte Früchte, einige Confitüren, welche die schöne Wittwe selbst zubereitet, Käse, frische Butter und schwarzes Brod auf den Tisch brachte. Alle setzten sich hierauf um den Tisch, und

nahmen an diesem einfachen Mahle mit jenem reinen Vergnügen Antheil, das man bei den prächtigsten Gastmählern fast niemals antrifft.

„Ach!“ rief der junge Herstall aus, „wie entzückend schön ist hier Alles; ich fühle, daß ich an diesem bezaubernden Orte auf immer glücklich seyn könnte.“

In diesem Augenblick begegneten Leonorens Augen den seinigen; sie schlug sie erröthend nieder, und der übrige Theil der Gesellschaft lächelte.

„Ich beschwöre Sie, uns nicht zu vergessen,“ sagte der Baron, Juliens Hand ergreifend, da er aufstand, um seine Reise weiter fortzusetzen; „was uns betrifft, so wird Nichts das Andenken an die liebenswürdigen Bewohnerinnen dieses Thales aus un-

serem Herzen verdrängen. Aber wir werden Sie bei unserer Rückreise nochmals besuchen, und wollen dann einen beständigen Briefwechsel mit einander verabreden, den wir von unserer Seite mit aller Wärme der innigsten Freundschaft unterhalten werden.“

Juliens Augen erfüllten die Thränen der Dankbarkeit, und es war ihr nicht möglich, auf eine andere Art die Gewalt ihrer Empfindungen auszudrücken; sie begleitete nebst Leonoren ihre Gäste bis an die Thür des Gartens, und nahm dann mit dem größten Bedauern von ihnen Abschied. Aber kaum waren einige Wochen verflossen, so kam die Familie Herstall nach der Hütte zurück, und brachte daselbst mehrere Tage zu. Julie und Leonore wurden dringend eingeladen, nun auch ihrerseits den Besuch zu erwidern,

eine Einladung, die sie bis zu dieser Zeit weit entfernt gewesen waren, zu erwarten, die ihnen aber deshalb jetzt ein um so größeres Vergnügen verursachte.

Kurze Zeit nach der Abreise des Barons faßte der Gutsherr des Dorfes, bei welchem Juliens Häuschen gelegen war, den Entschluß, den Sommer in dem uralten Schlosse seiner Vorfahren, das er seit seiner Kindheit nicht wieder gesehen hatte, zuzubringen. Schon seit vielen Jahren waren ein Greis nebst seiner Frau, alte Diener der Familie, die einzigen Bewohner dieses weitläuftigen Gebäudes, welches sich daher in einem ziemlich verfallenen Zustande befand; diese guten Leute hatten die größte Anhänglichkeit an Julien und ihre Tochter, deren Wohnung nur eine Viertelstunde von dem Schlosse Hasselstein

entfernt war, von welchem der Besitzer, der Graf von Hasselstein, dem übrigens noch alle umher liegenden Dörfer gehörten, den Namen führte.

Als der alte Andreas und seine Frau Gertrude erfuhren, daß ihr Herr nach dem Schlosse kommen wollte, waren sie eben so sehr erstaunt als verlegen, wie sie die nöthigen Anstalten zu seinem Empfange treffen sollten; sie fühlten sich ganz außer Stande, eine solche Ausbesserung, wie hier nöthig war, vorzunehmen, und in der That war die Sache auch keine Kleinigkeit. Die Tapeten hingen zum Theil in Stücken von den Wänden herab, und waren an vielen Stellen gänzlich verdorben; in eben so traurigem Zustande befanden sich die mit reichen Vorhängen geschmückten Betten; die schönsten Gemälde wa-

ren von der Feuchtigkeit beinahe durchaus zerstört, und einige alte Familiengemälde, welche von ihrem Orte herabgefallen waren, befanden sich mitten unter den übrigen unbrauchbaren Möbeln. Mit einem Wort, alle Zimmer des weitläuftigen Schlosses boten den traurigen Anblick der Zerstörung dar.

Nachdem der alte Andreas und seine Frau alle Mittel überlegt hatten, schien ihnen kein besseres übrig zu bleiben, als daß sie sich zur Frau von Belling begäben, die ihre gewöhnliche Rathgeberin und zugleich großmüthige Freundin war. In der That begnügte sich auch die liebenswürdige Frau, als sie die Verlegenheit der guten alten Leute erfuhr, nicht blos damit, ihnen zu sagen, was sie Alles zu thun hätten, sondern sie begleitete sie auch nebst Leonoren nach dem

Schlosse, und legte selbst Hand an die nöthigen Arbeiten.

Die Familiengemälde wurden aus dem Staube und unter den alten Möbeln, welche in einer elenden Kammer durcheinander lagen, hervorgezogen, wieder in Stand gesetzt, und nahmen darauf in dem großen Saale den ehrenvollen Platz wieder ein, den sie seit Jahrhunderten inne gehabt hatten. Die Tapeten wurden so gut als möglich wieder ausgebessert, in sämmtlichen Zimmern wurden die Fenster geöffnet, um frische Luft einzulassen; die Betten erhielten ebenfalls einen Anschein von Pracht wieder, und kurz, Alles wurde durch Juliens Beistand wieder in den möglichst besten Stand gebracht.

Eines Tages, als eben eins der Familiengemälde wieder aufgehängt worden war,

rief Leonore ihre Mutter herbei, und sagte mit der größten Lebhaftigkeit: „Theure Mutter, hast Du nie das lebendige Ebenbild dieses Gemäldes gesehen?“

„Ja, in der That,“ antwortete Julie, „ich habe es irgendwo gesehen!“

„Ach, mit welcher Zärtlichkeit, mit welchem Entzücken betrachte ich dieses Bild!“ rief Leonore aus, ihre Mutter küssend. Julie erröthete, ohne zu wissen, warum. „Sieh doch, alle Deine Züge!“ fuhr Leonore fort; „diese schönen Augenbraunen, diese blauen, sanften und gedankenvollen Augen, dieser niedliche Mund, und vor Allem der rührende Ausdruck, welcher über die ganze Person verbreitet ist!“

Julie blickte einige Augenblicke stillschweigend hin, und wandte sich hierauf mit der

Frage an die alte Gertrude, ob sie wisse, wer das Original zu diesem Bilde gewesen sey?

„Ob ich es weiß? Guter Gott!“ rief Gertrude; „gewiß weiß ich es! Ach, dieß war mein erster Herr, der alte Graf, der bravste Mann, den es je gegeben hat. O, wie schön war er, wie wohlgestaltet! Und gegen Niemanden stolz, gegen Alle wohlwollend und gütig! Es sind jetzt vier und funfzig Jahre her, daß ich in seinen Dienst kam.“

„Ich glaube, Ihr habt mir gesagt,“ unterbrach Julie, „daß er mit seiner Gemahlin nicht in zufriedener Ehe lebte!“

„Ja, gewiß, ich habe es Ihnen erzählt,“ fuhr Gertrude fort. Seine Gemahlin war in der That ein lebendiger Teufel, dabei häßlich wie die Sünde, und funfzehn Jahre mußte es der Graf mit ihr aushalten.

Doch endlich starb sie plötzlich in einem Anfalle ihres schrecklichen Zornes, und der Graf vermählte sich hierauf mit einem jungen schönen Fräulein, welches bald sein Glück durch die Geburt einer Tochter vermehrte, die eben so schön war, als ihre Mutter; mit seiner ersten Frau hatte der Graf keine Kinder gehabt. — Aber ach! Mitten in der höchsten Glückseligkeit starb der Graf, und bald nachher folgten ihm auch Gemahlin und Kind in's Grab. Der nächste Verwandte meines verstorbenen Herrn ladete nämlich gleich nach seinem Tode die betrübte Wittwe zu sich ein, um sich ein wenig zu zerstreuen; und schon nach wenigen Tagen erhielten wir hier auf dem Schlosse die traurige Nachricht, daß sie sowohl, als ihr Kind, die junge Erbin, an Krämpfen gestorben seyen. Ach! welche Be=

trübniß herrschte damals hier auf dem Schlosse, als eben dieser Verwandte auch sogleich, als nächster Verwandter, Besitz von der ganzen Erbschaft nahm. Aber er genoß sie nicht lange; denn er ward schon im folgenden Jahre in einem Duelle getödtet, und sein Sohn ist der Graf, den wir jetzt hier erwarten." —

Ueber dieses Kapitel hätte die alte Gertrude einen ganzen Tag lang gesprochen, denn sie erinnerte sich dabei ihrer Jugendjahre; allein der Abend rückte immer näher, und Julie trat daher mit ihrer Tochter den Rückweg nach ihrer Hütte an. Beide gingen stillschweigend neben einander, über die auffallende Aehnlichkeit Juliens mit dem Bilde des verstorbenen Grafen nachdenkend. —

Zweites Kapitel.

Rasch stiegen sie den Hügel hinab, welcher das Thal, in welchem ihr Häuschen lag, beherrschte, als sie plötzlich Marien, das in ihrem Dienste befindliche junge Bauermädchen, voller Bestürzung auf sich zueilen sahen. Als sie außer Athem bei ihnen ankam, erzählte sie, so gut, als es ihre Aengstlichkeit zuließ, die Ursache ihrer Bestürzung; daß nämlich ein vornehmer Herr verwundet und beinahe sterbend so eben in ihr Häuschen gebracht worden sey, und daß eine große Anzahl von Fremden ihn begleiteten.

„Sterbend!“ sagte Julie erschrocken. „Verwundet!“ rief Leonore, eben so erstaunt und verwirrt als ihre Mutter.

„Ach!“ fuhr Marie, zu Julien gewendet, zitternd fort, „wenn Sie gesehen hätten, wie er ganz mit Blut bedeckt ist. Seine Begleiter nennen ihn Graf; sie haben mich gefragt, ob ich nicht wüßte, wo hier ein Doktor zu finden wäre, und da habe ich ihnen denn den Doktor Breyer im nächsten Städtchen genannt, worauf sogleich ein Bediente in Livree fortgeeilt ist, ihn zu holen. Aber nachher ist mir eingefallen, daß ich wohl am besten thäte, rasch nach dem Schlosse zu laufen, um Sie zu benachrichtigen und zu bitten, nach Hause zu kommen; denn wahrhaftig, da Sie so gelehrt und geschickt sind, die armen Leute, welche krank oder

verwundet sind, zu heilen, warum sollten Sie nicht auch eben so gütig und dienstfertig gegen die Reichen seyn?“

Marie eilte hierauf nach der Hütte voraus, um die Rückkehr ihrer Herrschaft anzukündigen; denn sie hatte schon vorher behauptet, daß diese Dame ohne Zweifel das Leben des Grafen retten würde, weil sie so geschickt als der beste Arzt im Lande sey. Nach diesen Versicherungen der armen Marie erwarteten die Fremden irgend eine alte hexenähnliche Gestalt eintreten zu sehen; aber wie groß war ihr Erstaunen, als sie in dieser Favoritin Aeskulaps eine junge, liebenswürdige Frau, mit eben so viel Grazie als Würde ausgestattet, erblickten.

Als Julie in ihr kleines Besuchszimmer eintrat, sah sie den Verwundeten auf dem

in einem Winkel aufgerichteteten Bette liegen. Er war ganz ohne Bewußtseyn, und aus einer tiefen Wunde im Gesicht strömte das Blut unaufhaltsam hervor. Julie bat sogleich die Umstehenden um Erlaubniß, die Wunde untersuchen zu dürfen, und fragte nach der Ursache dieses außerordentlichen Zufalls. Man beeiferte sich, ihren Wünschen nachzukommen, und erzählte ihr, daß sie in dem nahe gelegenen Walde von zehn Räubern angegriffen worden seyen, die ihnen alles bei sich habende Gepäck und Geld abgenommen hätten, und daß der Graf diese Wunde erhalten habe, als er sich geweigert, den Räubern einen sehr kostbaren Brillantring zu überliefern.

Julie benetzte sogleich ein Stück Leinewand mit einer Tinktur von ihrer eigenen

Komposition, legte es auf die Wunde, und verband dieselbe hierauf mit großer Geschicklichkeit. Sodann rieb sie die Schläfe des Verwundeten mit Weinessig, dessen Geruch sie ihn auch einathmen ließ; und binnen kurzer Zeit hatte sie die Freude, ihn in's Leben und Bewußtseyn zurückzurufen.

Sobald er die Augen öffnete, fielen seine ersten Blicke auf Julien, die sich, eifrig mit seiner Wiederbelebung beschäftigt, über ihn hernieder gebeugt hatte. Anfangs versuchte er vergebens, ein Wort hervorzubringen; als aber nach und nach alle seine Sinne zurückkehrten, rief er aus: „O Himmel! wo bin ich?“ Sich hierauf mit Anstrengung emporrichtend, und an einen der jungen Herren seiner Begleitung wendend, fuhr er fort: „Wo bin ich, Werner? ich bitte

Dich! Sage mir doch, wer ist dieser Engel, den ich hier erblicke?"

„Ich glaube," antwortete der Jüngling, „daß der Himmel ihn Dir gesandt hat, um Dir das Leben zu retten."

„Es könnte Ihnen sehr gefährlich seyn, Herr Graf, wenn Sie zu viel sprechen sollten," bemerkte Julie mit einiger Verwirrung. Aus den Reden der Umstehenden hörte sie jetzt, daß der Verwundete der Graf von Hasselstein selbst sey, welchen der alte Andreas und Gertrude erwarteten. Indessen war es ihr lästig, ja beinahe beleidigend, daß die Umstehenden sie mit so vieler Aufmerksamkeit betrachteten; dennoch fuhr sie fort: „Verhalten Sie sich nur ruhig, Herr Graf; ich hoffe, daß der Wundarzt bald hier seyn wird."

„Und ich hoffe es nicht," sagte der Graf lebhaft, sie starr ansehend, und sich dann mit dem Kopf wieder niederlegend. In diesem Augenblick bemerkte er auch Leonoren, welche über die Schulter ihrer Mutter hinwegsahe. — „Hättest Du Dir je einbilden können," flüsterte ihm der junge Herr von Werner in's Ohr, „daß dieß Mutter und Tochter sind?"

Man kündigte jetzt den Wundarzt an, der auch sogleich, seinen Beutel mit den Instrumenten unter dem Arme, näher trat. Aber zu seinem größten Aerger und zur Verwunderung Aller erklärte der Graf bestimmt, daß er von Niemand irgend einen Beistand annehmen wolle, als von der schönen und großmüthigen Dame, deren Geschicklichkeit ihm schon eine so große Erleichterung verschafft habe.

Der Chirurgus ward so roth im Gesicht, wie seine Weste, und drehte sich zornig und achselzuckend um, als er hörte, daß der Graf seine Talente so wenig achtete. Um ihn indessen für den vergebens gemachten Weg zu entschädigen, folgte ihm einer von des Grafen Freunden nach, und drückte ihm ein Goldstück in die Hand, wodurch sein beleidigter Stolz völlig wieder besänftigt ward.

Julie war eben so erstaunt als ungehalten über die bestimmte Erklärung, womit der Graf die Hülfe des Wundarztes abgelehnt hatte. Sie machte ihm zwar einige Vorstellungen deshalb, aber der Graf blieb dabei, daß er seine Heilung Niemand anders zu verdanken haben wolle. Indessen brach die Nacht an, und auf Juliens Versiche-

rung, daß die Wunde keinesweges gefährlich sey, willigte der Graf ein, sich nach seinem Schlosse bringen zu lassen. Alle Anstalten dazu wurden sogleich getroffen, und während die Begleiter des Grafen die schöne Wittwe umringten, und sie mit ihren Danksagungen für ihre Menschenfreundlichkeit überschütteten, beschwor sie der Verwundete, ihr tröstendes Versprechen, ihn am folgenden Tage auf dem Schlosse besuchen zu wollen, ja nicht zu vergessen; er setzte, ihre Hand küssend, ausdrucksvoll hinzu, daß Niemand auf der Welt als sie die Wunde heilen könne, die er erhalten habe.

Julie erröthete, und versicherte, daß sie sich glücklich schätze, zur Wiederherstellung seiner Gesundheit beitragen zu können; indessen wurde ihre Verwirrung immer größer,

als sie das heimliche Lächeln der Umstehenden bemerkte, die ihr durchaus kein Zutrauen einflößen konnten. Endlich empfahl sich jedoch die ganze Gesellschaft, und ließ nun den Einwohnern der Hütte die Freiheit, sich von ihrer gehabten Unruhe wieder zu erholen.

Am andern Morgen begab sich Julie, ihrem Versprechen treu, in Begleitung der sanften und bescheidenen Leonore, nach dem Schlosse, und wiederholte diesen Besuch eine ganze Woche lang alle Tage. Als sie aber nach Verlauf dieser Zeit sahe, daß der Graf ihres Beistandes nicht mehr bedurfte, und als überdieß ihre Besorgnisse wegen der besonderen Aufmerksamkeiten eines der Freunde des Grafen gegen Leonoren immer ernster wurden, beschloß sie, sich in einem höflichen Schreiben an den Grafen zu entschuldigen,

daß sie nicht ferner die Ehre haben könne, in Hasselstein zu erscheinen. Dieses Schreiben sandte sie auch wirklich durch Marien nach dem Schlosse ab, und glaubte nun gänzlich wieder ihrer vorigen ruhigen und arbeitsamen Lebensart überlassen zu seyn; allein wie sehr erstaunte sie, als sie am folgenden Morgen den Herrn von Werner ohne Weiteres bei sich eintreten sah. Eben dieser war der junge Edelmann, welcher sie durch sein zuvorkommendes Betragen gegen Leonoren schon so sehr in Unruhe gesetzt hatte.

Der Jüngling machte ihr zuerst mit vieler Geläufigkeit und Ungezwungenheit tausend Komplimente, denen er dann eben so viel Entschuldigungen über seinen unerwarteten Besuch folgen ließ. Julie antwortete aber auf alle seine schönen Phrasen nur durch ei-

nen eiskalten Gruß; doch ließ sich der Fremde hierdurch nicht irre machen, sondern fuhr vielmehr mit demselben Tone und derselben Zuversicht fort, indem er sich nach der liebenswürdigen Leonore erkundigte, welche sich zufälligerweise nicht im Zimmer befand.

Julie antwortete äußerst kalt, daß ihre Tochter gesund sey. Hierauf erfolgte von beiden Seiten ein ziemlich langes Stillschweigen; der Jüngling stand dann plötzlich auf, zog einen Brief hervor, übergab ihn ihr, und entfernte sich nun, ohne ein Wort zu sagen.

Sobald Julie glaubte, daß er weit genug entfernt sey, erbrach sie das Schreiben, und fand, daß es nicht, wie sie anfangs fürchtete, vom Herrn von Werner sey; aber sie erstaunte noch mehr, als sie sahe, daß es vom Grafen selbst käme. Nachdem dieser

mit großem Wortgepränge die unendlichen Verpflichtungen hergezählt hatte, die er ihr wegen ihres menschenfreundlichen Betragens gegen ihn schuldig sey, schloß er mit der dringenden Bitte, als einen Beweis seiner ewigen Dankbarkeit die Kleinigkeit anzunehmen, welche er gewagt habe, dem Briefe beizufügen.

Diese Kleinigkeit, wie sie der Graf nannte, bestand in nichts weniger, als in einem Pfandbriefe über zwei Tausend Thaler. Julie erstarrte, eine unsichtbare Macht schien sie abzuhalten, dieses Geschenk anzunehmen, weil darunter irgend ein Fallstrick verborgen seyn könnte, und zaudernd zog sie ihre Hand von dem ihr angebotenen Schatze zurück. Ungeachtet es eine höchst bedeutende Summe für ihre Umstände war, blieb sie doch nicht länger unschlüssig; sie setzte sich sogleich an

ihren Schreibtisch, siegelte den Pfandbrief wieder ein, und schickte Marien mit folgendem Schreiben nach dem Schlosse, indem sie ihr einschärfte, durchaus nicht auf Antwort zu warten:

„Herr Graf!

Die Gelegenheit, welche mir dargeboten wurde, Ihnen einen Dienst zu erweisen, macht mich schon an und für sich so glücklich, daß Sie mich alles Vergnügens darüber berauben würden, wenn Sie verlangen wollten, daß ich Ihr großmüthiges Geschenk annehmen soll. Ich wage daher, mir zu schmeicheln, daß Sie die Rückgabe dieses Geschenks durchaus nicht beleidigen wird, und ich wiederhole es, daß die Ueberzeugung allein, zur Erhaltung Ihres Lebens beigetragen zu haben, meine höchste und einzige

Belohnung ist. Ich bin Ihre ergebenste Dienerin Julie von Belling."

Als die treue Marie, welche sich genau nach der erhaltenen Vorschrift gerichtet hatte, vom Schlosse wieder zurück war, suchte Julie sich zu überreden, daß sie von nun an ihre frühere sorgenlose Ruhe wieder genießen würde. Wirklich verfloß auch eine ganze Woche, ohne daß irgend etwas ihren Frieden gestört hätte, als sie eines Tages gegen Abend in einer schönen Laube hinter ihrem Hause saß, und Leonore plötzlich zitternd und bleich herbeieilte, sich zu ihren Füßen warf, ihre Knie heftig umfaßte, und fast in Thränen zerfloß. Voller Schrecken nahm Julie ihre geliebte Tochter in die Arme, und bat sie, ihr die Ursache ihrer heftigen Bewegung zu entdecken.

Leonore weinte einige Zeit lang an dem Busen ihrer Mutter, ohne daß sie im Stande war, nur ein einziges Wort hervorzubringen. Endlich überwand sie ihren Schmerz einigermaßen, und erzählte nun, daß sie schon seit vierzehn Tagen keinen Schritt außerhalb des Hauses habe thun können, ohne von dem Herrn von Werner verfolgt zu werden. „Ich habe es Dir bis jetzt nicht sagen wollen, theure Mutter,“ fuhr sie fort, „weil ich fürchtete, Dich zu sehr zu beunruhigen; deshalb habe ich meine gewöhnlichen Spaziergänge auch immer noch fortgesetzt; aber heute Abend hat seine Kühnheit alle Grenzen überschritten. Ach, liebe Mutter! Er hat es nicht nur gewagt, seine Arme um meinen Leib zu schlingen, und mich mit Gewalt zurückzuhalten, sondern er hat auch

noch so schändliche Reden gegen mich geführt . . . . er wollte mich überreden, meine einzige und beste Freundin, meine theure Mutter zu verlassen, und mit ihm zu entfliehen!"

„O Gott!" rief Julie aus, „welche Schändlichkeit!" Auf das höchste beunruhigt über das, was sie so eben hörte, fühlte sie in diesem Augenblick ie ganze Hülflosigkeit ihrer Lage. Wie sollte sie ihre geliebte Tochter gegen die Nachstellungen eines jungen Wüstlings schützen, der ohne alle Grundsätze und stolz auf das Uebergewicht zu seyn schien, welches ihm seine Reichthümer gaben?

In dem Augenblick, wo diese betrübenden Gedanken ihre ganze Seele beschäftigten, trat Marie herzu, und übergab ihr einen so eben mit der Post angelangten Brief von der Baronin von Herstall. Sie öffnete ihn

sogleich, mit welchem unaussprechlichen Vergnügen las sie die Versicherungen der Achtung und Freundschaft jener edlen Frau, und die wiederholte Bitte, jetzt ihr früher gegebenes Versprechen zu erfüllen, und die liebenswürdige Leonore einige Zeit in dem Schooße ihrer Familie zubringen zu lassen. — Sie beschloß, von diesem glücklichen Umstande ohne Verzug Gebrauch zu machen, beantwortete sogleich den Brief der Baronin, unterrichtete sie von ihren Befürchtungen, und schloß mit der Bitte, ihre Tochter auf einige Monate in ihren Schutz zu nehmen. Die Antwort auf dieses Schreiben blieb nicht lange aus, und wurde von einem Bedienten des Barons überbracht. Die Baronin betheuerte nicht nur, mit welchem großen Vergnügen sie Leonoren bei sich aufnehmen

würde, sondern sie dankte der liebenswürdigen Wittwe auch für ihr Zutrauen, und bat sie, Leonoren dem treuen Diener, dem Ueberbringer des Briefes, ohne Furcht anzuvertrauen.

Obgleich der Gedanke, sich von ihrem geliebten Kinde zu trennen, der armen Julie den größten Schmerz verursachte, so tröstete sie sich doch wieder, wenn sie überlegte, daß die Ruhe, das Glück, ja vielleicht die Ehre ihrer Tochter dieses Opfer verlangte. Um auch den Entschluß Leonorens nicht wankend zu machen, verbarg sie sorgfältig ihre geheimen Empfindungen, und eilte mit den Anstalten zu ihrer Abreise so viel als möglich. Endlich schlug die Stunde der Trennung, und jetzt erst fühlten Mutter und Tochter ihr Herz fast brechen; nur mit un=

glaublicher Mühe gelang es der Ersteren, ihr gefühlvolles Kind dahin zu vermögen, daß es sich mit Gewalt ihren Armen entriß. Die traurige Julie folgte dem Wagen mit den Augen so lange, als es nur immer mög=lich war, und begab sich dann erst in ihre Hütte, um ihren Thränen freien Lauf zu lassen.

Drittes Kapitel.

Einige Tage nach Leonorens Abreise ging Julie in den nahe gelegenen Feldern spazieren, um ihre Traurigkeit einigermaßen zu zerstreuen. Es war bereits gegen Abend, und das Wetter überaus schön; die Landleute und Hirten kehrten nach und nach zu ihren Hütten zurück; die ganze Natur bereitete sich zu einem erquickenden Schlummer vor; Julie erstieg langsam den das Thal beherrschenden Hügel, und überblickte dann sinnend die sie umgebenden Scenen der Natur. Ihre Einsamkeit, die Stunde, der

Ort, Alles trug dazu bei, ihre Einbildungskraft höher zu spannen; sie ließ sich bald in den weichen Rasen, womit der Gipfel des Hügels bewachsen war, nieder, und verfiel dann in ein so tiefes, träumerisches Nachdenken, daß sie das Vorübereilen der Zeit nicht eher bemerkte, als bis bereits die Schatten der Nacht anfingen, sie zu umgeben. Der plötzlich hinter einer dunkeln Wolke hervortretende Mond weckte sie aus ihren Träumereien, und sie erhob sich, um wieder in das Thal hinabzusteigen, und ihrer stillen Wohnung znzueilen.

Kaum war sie so eben durch einen kleinen Busch gegangen, der sich auf ihrem Wege befand, als sie plötzlich den Schatten eines Menschen gewahrte, und sich rasch umsehend, dicht hinter sich einen Mann er=

blickte, in welchem sie sogleich den Grafen erkannte. Sie erschrack anfangs; jedoch erholte sie sich bald wieder, als sie der Graf äußerst höflich anredete. Ohne ihn zu beleidigen, konnte sich Julie durchaus nicht der Unterredung mit ihm entziehen; jedoch setzte sie ihren Weg nach Hause fort, indem der Graf neben ihr herging.

Nach vielen Wendungen und Umwegen brachte er endlich das Gespräch auf die Begebenheit, durch welche er ihre Bekanntschaft gemacht hatte, und nahm hierbei Veranlassung, sich über die Strenge ihrer Gesinnungen zu beklagen, welche sie veranlaßt hätte, ihm das Geschenk, den schwachen Beweis seiner ewigen Erkenntlichkeit, zurückzuschicken. „Denn wahrlich," fuhr er fort, „ich hatte nicht die Absicht, Ihr Zartgefühl auf irgend

eine Art zu beleidigen, sondern ich wollte nur einigermaßen dem Drange meiner eigenen Gefühle Genüge leisten."

Julie fühlte sich äußerst verwirrt, und stammelte einige Entschuldigungen her; der Graf fuhr fort, sie mit Artigkeiten zu überhäufen, und sie dadurch immer noch verlegener zu machen, bis sie endlich an der Hecke, welche ihren Garten umgab, anlangten. Hier sah Julie plötzlich einen Mann aus dem Gebüsch hervorschlüpfen, und dann im dunklen Schatten die Flucht ergreifen und verschwinden. Es war ihr unmöglich, sich einer Bewegung des Erstaunens und der Furcht zu enthalten; der Graf bemerkte es. „Was fehlt Ihnen, gnädige Frau?" fragte er, „Sie scheinen sich zu beunruhigen?"

„Haben Sie nicht auch, Herr Graf,

eine Person die Flucht ergreifen sehen, welche hier in der Umgebung meines Hauses versteckt gewesen ist?“

„Ja, ich habe es gesehen, und es ist sehr möglich, daß es ein Dieb gewesen ist. Doch ich werde Ihnen einige von meinen Leuten hersenden, um über Ihre Sicherheit zu wachen, und ich will hier selbst mit ihnen Schildwacht stehen.“

Dieser Vorschlag des Grafen, anstatt Julien zu beruhigen, machte ihr nur noch mehr Unruhe. Sie war überzeugt, daß es kein Dieb gewesen sey, sondern daß vielmehr der junge Herr von Werner ihr Haus so umschwärmte. Mehrmals war sie im Begriff, ihren Verdacht und ihren Unwillen darüber laut werden zu lassen; doch immer hielt sie die Klugheit und der Gedanke, daß Leonore

ja doch jetzt in Sicherheit sey, davon zurück; sie begnügte sich nur, den Grafen inständigst zu bitten, von seinem Vorhaben, das Haus des Nachts bewachen zu lassen, abzustehen.

Unterdessen waren Beide an der Gartenthüre angelangt, und Julie gerieth in Verlegenheit, wie sie sich jetzt des Grafen entledigen sollte, da sie entschlossen war, ihn durchaus nicht in ihr Haus einzuladen.

Plötzlich sah sie den Pfarrer des Dorfes mit seiner Frau auf sich zukommen; Beide waren auch bald darauf angelangt, und nachdem sie dem Grafen ihr Kompliment gemacht hatten, baten sie die schöne Wittwe, ihnen auf einige Augenblicke eine Unterredung zu gönnen. Diese Unterbrechung schien dem Grafen sehr unangenehm zu seyn; er entfernte sich sogleich mit sehr unzufriedener Miene, während

Julie frohlockte, auf diese Art seiner los geworden zu seyn; doch war es ihr ärgerlich, bei der Rückkunft von einem Spaziergange mit ihm begegnet worden zu seyn. Sie eilte indessen, ihre würdigen Nachbaren ins Haus zu führen; und ihnen ihr ganzes Vergnügen über ihren Besuch auszudrücken.

Der Pfarrer Gutmann war ein Mann, dessen reines und untadelhaftes Leben einen Beweis von der Aufrichtigkeit seiner religiösen Gesinnungen gab, und seinen Stand ehrte. Seine Frau war sanft und gefühlvoll; sie hatte ein vortreffliches Herz, ihr Benehmen war höchst liebenswürdig, ihr Aeußeres einfach und angenehm, und ihre Zuneigung zu Julien und deren Tochter war eben so aufrichtig, wie bei ihrem Mann, welcher eine außerordentliche Hochachtung für sie hegte.

Als sie in dem kleinen Besuchszimmer Juliens Platz genommen hatten, nahm Gutmann mit betrübter Miene das Wort: „Gewiß rathen Sie nicht, meine würdige Nachbarin, welche Ursache uns heute zu Ihnen führt; aber ich versichere sie, daß sie höchst unangenehm ist.“

„Ach! Was giebt's?“ fragte Julie unruhig; „wäre meinem armen Kinde irgend ein Unglück zugestoßen?“

„Nein! Ich hoffe, nein!“ sagte Gutmann; „wir haben nichts, was Leonoren beträfe, erfahren; wir kommen nur in der Absicht, Sie zu warnen, und . . . zugleich Ihnen unsern guten Rath anzubieten . . . .“ Er machte eine Pause.

„Mich zu warnen!“ rief Julie erschrocken.

„Ja,“ sagte Gutmann; „Sie können

nicht glauben, wie sehr uns die boshaften Gerüchte betrüben, welche sich jetzt allenthalben Ihretwegen verbreiten; da ich indessen von der Reinheit Ihres Herzens und Ihrer Absichten überzeugt bin, so halte ich es nicht nur für die Pflicht meines Amtes, sondern auch für meine Pflicht als Ihr aufrichtiger Freund, Sie davon zu benachrichtigen, damit Sie auf Ihrer Hut seyn können."

Bei diesem Eingange konnte Julie sich nicht länger halten; sie wurde blaß, wie der Tod; doch gelang es dem Pfarrer, sie wieder zu beruhigen, und er erzählte hierauf, daß sich in der ganzen Gegend, auf Veranlassung ihrer menschenfreundlichen Handlung gegen den Grafen und ihrer Besuche im Schlosse, die schändlichsten Gerüchte über sie verbreitet hätten, deren weitere Erwähnung

uns hier zu weitläuftig seyn würde, da sie Jedermann doch leicht errathen kann.

Julie war untröstlich, und ließ ihren Thränen freien Lauf. „O, wie leid thut es mir,“ fuhr der Pfarrer fort, während seine Frau durch ihre Liebkosungen Julien zu beruhigen suchte, „Sie in dieser traurigen Lage zu sehen; doch es war meine Pflicht, als Ihr wahrer Freund, Sie auf die Gefahren, denen Sie ausgesetzt sind, aufmerksam zu machen, um so mehr mußten wir erstaunen, Sie heute Abend mit dem Grafen allein zu sehen.“

Bei diesen Worten suchte die schöne Wittwe ihre Thränen zu trocknen, um ihre Freunde von dem zufälligen Zusammentreffen mit dem Grafen zu unterrichten. „Jetzt,“ fuhr sie fort, „sehe ich wohl, daß hier mei-

nes Bleibens nicht länger ist; ich bin daher entschlossen, mich, so lange der Graf hier anwesend seyn wird, zu der Baronin von Herstall zu flüchten, und diese mir so theure Gegend zu verlassen.“

„Ach,“ sagte Gutmann; „diese Gegend bleibt für jetzt immer noch Ihr sicherster Zufluchtsort. Hier ist Ihre Tugend, Ihr reines und wohlthätiges Leben bekannt, und Ihre guten Handlungen sind bei ehrbaren Leuten immer noch Ihre besten Vertheidiger. Aber wenn Sie diesen Aufenthaltsort fliehen, um unter Fremden Schutz zu suchen, so könnte man Ihnen dahin folgen, und Sie würden dort einem ungerechten Verdachte weit mehr ausgesetzt seyn. Lassen Sie uns mit Ruhe und Besonnenheit überlegen, was jetzt zu thun ist. So will ich Ihnen zum

Beispiel einen Vorschlag machen. Sollen Ihnen, während der Abwesenheit Ihres liebenswürdigen Kindes, meine Frau und meine Töchter Gesellschaft leisten? Würde dieß Sie vielleicht nicht zerstreuen, und vor fernerer Verläumdung schützen?“

„O gewiß!“ sagte Julie zärtlich gerührt.

„Wohlan!“ sagte der Pfarrer; „da wir einig sind, so hören Sie, wie wir es künftig einrichten wollen. Sie bringen Ihre Zeit, wie es Ihnen gefällig seyn wird, bei uns in unserm Hause zu, und wenn Sie wünschen, hierher zurück zu kehren, so wird Luise oder Sophie Sie begleiten. Ihre Gesellschaft wird Ihnen nicht nur Unterhaltung, sondern auch Sicherheit gewähren; denn jeder, der von Ihrer Einsamkeit Gebrauch gemacht haben würde, um sich mit Ihnen

unter vier Augen unterhalten zu wollen, wird dadurch stets in einer anständigen Entfernung gehalten werden.“

Julie bezeigte dem guten Pfarrer und seiner Frau ihre lebhafteste Dankbarkeit für dieses freundschaftliche Benehmen, und nahm auch seinen Vorschlag an, sie nach dem Pfarrhause zu begleiten. „Sie kehren dann mit Luisen zurück,“ sagte Gutmann; „mein Bediente soll Sie begleiten, und Sie nicht eher verlassen, als bis Sie in ihrem Hause in Sicherheit sind.“ — Man machte sich sogleich auf den Weg.

Die junge Luise ging, ihre Eltern erwartend, im Garten spazieren. Sobald sie sie erblickte, lief sie ihnen entgegen, und war erfreut, Julien in ihrer Begleitung zu sehen, noch mehr aber freute sie sich, als sie von

ihrer Mutter hörte, daß ihre gute Freundin ihre Gesellschaft wünsche, und daß sie ihr ein großes Vergnügen machen würde, wenn sie die Nacht in ihrem Hause zubringen wollte. Ohne Aufschub kehrten die beiden Damen in Begleitung des Bedienten nach der Hütte zurück, wo sie den letztern wieder entließen; doch kaum war derselbe umgekehrt, als Marie voller Furcht aus dem Hause herausgestürzt kam, gerade auf Julien zulief, und mit zitternder Stimme erzählte, daß sie während ihrer Abwesenheit vor Schreck beinahe gestorben wäre, und daß sie überzeugt sey, die Hütte würde von Kobolden oder Geistern heimgesucht.

Julie, deren Geist schon abgemattet und niedergeschlagen war, konnte diese Erzählung nicht ohne Betrübniß mit anhören.

Sie machte ihr wegen ihrer Narrheit Vorwürfe; aber das arme Mädchen bestand nichts desto weniger auf der Wahrheit ihrer Erzählung. „Ach mein Gott!“ rief sie aus, „hätten Sie's nur gesehen wie ich! — Sie waren kaum eine Viertelstunde mit dem Herrn Pfarrer weg, als ich hinaus ging, um einige Wäsche, die ich zum Trocknen auf die Wiese hinter dem Hause gelegt hatte, wieder herein zu holen. Ich dachte an nichts, als ich auf der Wiese plötzlich eine große weiße Figur dicht neben mir vorbei schlüpfen, und dann auch sogleich verschwinden sahe.... Sie glauben es mir nicht! Aber es ist gewiß so wahr, als wir einst Alle sterben müssen!“ —

Julie, über allen Aberglauben erhaben, war doch höchst betrübt darüber, daß sie ihr

armes Dienstmädchen in einer so grausamen Unruhe sah, und um dieselbe einigermaßen zu beruhigen, erlaubte sie ihr, für diese Nacht ihr Bett auf dem in ihrem Schlafzimmer befindlichen Sopha aufzuschlagen, worin das junge Mädchen von ganzem Herzen willigte.

Es war schon spät in der Nacht, die beiden Damen waren im Begriff, sich niederzulegen, als ein plötzliches, seltsames Geräusch sie von ihren Sitzen aufjagte. Sie eilten nach einem der Fenster; der Mond schien sehr hell, und sie erblickten ganz deutlich einen Menschen, der sich über die das Häuschen von der Vorderseite umgebende niedrige Mauer entfernte. Obgleich sie hierüber wirklich erschrack, so war es doch für Julien eine Art von Tröstung, da sie sahe, daß es ein Dieb war, und daß diese Ueber-

zeugung den tollen Aberglauben ihres Dienstmädchens nothwendig zerstören müsse. Wirklich fühlte sich Marie jetzt auch um Vieles ruhiger, und gab sich der süßen Hoffnung hin, daß die Erscheinung, die sie gesehen, ein Mensch und kein Gespenst gewesen sey.

Die Nacht ging durchaus ruhig vorüber, und weder Diebe noch Geister störten die Ruhe der Einwohnerinnen der Hütte. Am andern Morgen nahmen Julie und Luise fröhlich ihr Frühstück ein; jedoch konnte sich die Letztere nicht enthalten, des über die Mauer entschlüpften Menschen zu erwähnen, und daher Julien den Vorschlag zu thun, daß sie sich künftighin von dem Bedienten ihres Vaters, dem alten Klaus, bewachen lassen möchte.

„Mich bewachen lassen?“ rief Julie

aus; „aber, liebe Luise, vergessen Sie denn, daß ich schon seit dem ersten Jahre meiner Wittwenschaft hier gewohnt habe, ohne einen andern Wächter, als die göttliche Vorsehung?“

„Ich weiß es,“ erwiderte Luise; „aber wäre es auch nur, um der armen Marie ihre Ruhe wieder zu geben, so scheint es mir doch bei den jetzt obwaltenden Umständen nöthig, daß Sie für einige Nächte einen Wächter haben müssen, und ich bin überzeugt, daß auch mein Vater meiner Meinung seyn wird.“

In diesem Augenblicke sahen sie den Pfarrer durch den Garten auf die Hütte zu kommen. Sie eilten ihm sogleich entgegen, und Luise unterrichtete ihren Vater von den

Ereignissen des vorigen Abends, so wie von dem jetzt eben gehabten Gespräche.

„In der That," sagte dann der Pfarrer, „auch ich bin Luisens Meinung, und von heute Abend an soll unser alter Klaus des Nachts hier wachen, so lange wir es für nöthig halten werden." Julie ließ es sich endlich gefallen; bald darauf begab sie sich mit Gutmann und seiner Tochter nach der Pfarrwohnung, wo sie versprochen hatte, den heutigen Tag zuzubringen.

Um die arme Marie nicht einem neuen Schrecken auszusetzen, kehrte Julie in Luisens und des alten Klaus Begleitung noch vor dem Einbruche der Dämmerung nach ihrer Hütte zurück. Man legte sich ruhig zu Bett, und Marie hatte heut so viel Muth, daß sie sich wieder in ihrem gewöhn=

lichen Schlafgemach zur Ruhe legte; allein ihr Muth ward leider auf eine so schreckliche Probe gestellt, wie ihr bisher noch nicht vorgekommen war.

Sie befand sich noch in ihrem ersten Schlummer, als sie plötzlich daraus durch eine laute Stimme erweckt wurde, welche ganz deutlich rief: „Erwache! Erwache! Erwache!“ In demselben Augenblick ward auch die ganze Hütte durch eine helle bläuliche Flamme erleuchtet, welche indessen sogleich wieder verschwand; hierauf ließen sich tiefe Seufzer und lautes Stöhnen hören, wie wenn Beides die Lüfte erfüllte.

Obgleich nun Marie fast außer Stande war, sich zu bewegen, so sprang sie doch endlich maschinenmäßig aus dem Bette, schleppte sich wankend bis zu dem Schlafzimmer ih-

rer Herrschaft, und fiel hier mit einem lauten Schrei ohne Besinnung auf die Erde nieder. Julie und Luise erwachten, eilten ihr zu Hülfe, und riefen dann auch den alten Klaus herbei. Aber auch dieser kam nur wankend, den Ausdruck der Furcht und des Schreckens in seinen Gesichtszügen, herbei; denn der gute Mann hatte gerade wie Marie dasselbe gehört und gesehen. Was dieses arme Mädchen betraf, so fiel sie von einer Ohnmacht in die andere, und als sie endlich wieder gänzlich zu sich kam, verlangte sie sogleich zu ihren Eltern zurück gebracht zu werden, welche ohngefähr eine halbe Meile entfernt wohnten; denn sie behauptete, daß sie sterben müsse, wenn sie nur noch eine einzige Nacht in einem Hause zubringen sollte, welches der Aufenthalt von Gespenstern sey.

Julie war untröstlich; doch wollte sie sich ihrem Wunsche nicht widersetzen, und sandte Marien daher, sobald der Morgen angebrochen war, zu ihren Eltern zurück. Allein jetzt setzte sie der alte Klaus vollends in Verzweiflung, als derselbe erklärte: Er habe zwar früher nie an Erscheinungen geglaubt, doch sey er jetzt von der Möglichkeit derselben völlig überzeugt, und für ihn, als einen alten Mann, sey es unmöglich, sich in einen Kampf mit dem Teufel einzulassen. Denn er sey gewiß, daß der Teufel selbst, oder doch wenigstens Jemand aus seiner Familie, heute Nacht in der Hütte erschienen sey, da er glaube, daß Niemand anders es mitten in den Flammenwirbeln, womit das Zimmer angefüllt gewesen, habe aushalten können.

Julie war außer sich vor Unmuth über

alle diese Begebenheiten, vorzüglich da auch Luisens Gesicht nicht mehr so fröhlich wie sonst, vielmehr ziemlich ernsthaft geworden war. Nachdem sie einige Zeit im Garten auf und nieder gegangen war, kehrte sie in ihr Zimmer zurück, und schrieb einige Zeilen an den Pfarrer, mit deren Besorgung sie den alten Klaus beauftragte. Hierauf nahm sie Luisen unter den Arm, ihren Spaziergang im Garten wieder fortzusetzen.

Viertes Kapitel.

Sie befanden sich kaum eine Viertelstunde daselbst, als Julie plötzlich von Weitem den Grafen in Begleitung des jungen Herrn von Werner auf das Häuschen zukommen sah. Voller Unmuth und Verlegenheit über diesen unangenehmen Besuch, bat sie Luisen, dem Grafen entgegen zu gehen, und ihm zu sagen, daß sie ihn Kränklichkeit halber nicht empfangen könne. Luise that es; aber der Graf, anstatt sich sogleich wieder zu entfernen, blieb eine lange Zeit da, fragte die junge Luise über diese Krankheit der schönen

Wittwe aus, und als er endlich wegging, betheuerte er, daß er ihr seinen Arzt senden wolle.

Juliens Unmuth über die Zudringlichkeiten des Grafen wurde bald durch die Ankunft eines Boten gänzlich verscheucht, welcher der Ueberbringer eines Briefes von Leonoren war. Zärtlich drückte Julie das theure Papier an ihr Herz, und Thränen der Freude entquollen ihren Augen, als sie den Inhalt las. Leonore schrieb ihr, wie glücklich sie sich in dem Kreise ihrer Verwandten befände, und daß ihr nichts als die Gegenwart ihrer theuren Mutter fehle; zugleich ladete der Baron sie in einem einliegenden Schreiben dringend ein, seine Familie ebenfalls durch ihren Besuch zu erfreuen. — Julie war ganz entschlossen, unter gegen=

wärtigen Umständen von dieser Einladung Gebrauch zu machen, und theilte ihr Vorhaben Luisen, so wie dem eben eintretenden Pfarrer mit, welche zwar sehr bedauerten, ihre Gesellschaft auf so lange Zeit entbehren zu sollen, aber doch ihren Entschluß nicht anders als billigen konnten.

Als Julie dem Pfarrer von dem Besuche des Grafen unterrichtete, und ihm erzählte, wie Luise denselben in ihrem Namen empfangen habe, war Gutmann der Meinung, daß es klug seyn würde, wenn Julie ihr Haus an dem heutigen Tage noch nicht verließe, weil der Graf auf jeden Fall selbst wiederkommen, oder doch Jemanden senden würde, um sich nach ihrer Gesundheit zu erkundigen, und er die Ausflucht sehr übel nehmen könnte, wovon er sich dann überzeugen

müßte, daß man sie nur gebraucht habe, um ihn nicht empfangen zu dürfen. Diese Bemerkung schien sowohl Julien als Luisen sehr richtig, und sie beschlossen daher, bis zum einbrechenden Abend in der Hütte zu bleiben. Dann sollten sie sich nach dem Pfarrhause begeben, und der Pfarrer selbst wollte diese Nacht in Juliens Hause wachen, um, es koste, was es wolle, dem nächtlichen Unfug durch die Entdeckung der Thäter ein Ende zu machen.

Nachdem Gutmann sich wieder entfernt hatte, beschäftigten sich Julie und Luise, in Ermangelung eines Dienstmädchens, selbst mit einigen häuslichen Arbeiten, so wie mit der Zubereitung ihrer einfachen Mittagsmahlzeit. Sie waren eben im Begriff, sich zu Tische zu setzen, als plötzlich der Graf, in

Begleitung eines feinen und anstandsvollen Mannes, wieder erschien. Da sie ihren Weg durch den Garten nahmen, so begegnete ihnen hier Luise, und der Graf erkundigte sich sogleich sehr angelegentlich nach dem Befinden Juliens, da er zu glauben schien, daß ihre Krankheit wirklich ernsthaft sey. Luise antwortete ihm in der größten Verlegenheit, daß die Unpäßlichkeit ihrer Freundin bloß eine Folge der beunruhigenden Ereignisse sey, welche sich in ihrem Hause zugetragen hätten. —

„Also ist ihre Krankheit nicht so gefährlich, wie ich es nach der Beschreibung, die Sie mir heute früh davon machten, befürchten mußte?“ fragte der Graf ziemlich mißvergnügt.

„Ich hoffe, nein!“ antwortete Luise in

immer größerer Verlegenheit, wie sie sich hier zu benehmen habe.

Es folgte hierauf von beiden Seiten ein Stillschweigen von einigen Minuten, welches der Graf endlich unterbrach, indem er zögernd fragte, ob es nicht möglich sey, Frau von Belling zu sehen? — „Ich will mich erkundigen, Herr Graf!“ sagte Luise ganz ernsthaft, und verließ zugleich das Besuchszimmer, bis wohin ihr die beiden Herren gefolgt waren.

Julie glaubte sich dem Empfange des Grafen nicht entziehen zu können, da Luise ihm gestanden hatte, daß ihre Krankheit nur eine leichte Unpäßlichkeit, und eine Folge der unangenehmen Begebenheiten der vergangenen Nacht sey. Sie gab ihr daher den Arm und trat bleich und zitternd in das Besuchs-

zimmer ein. Sie hatte in diesem Augenblick weder den Ausdruck der Fröhlichkeit, noch die Farbe der Gesundheit, welche sonst ihr Gesicht stets so liebenswürdig machten; dennoch schien ihr ganzes Wesen nie interessanter gewesen zu seyn, als jetzt. Der Graf und sein Begleiter, der Hausarzt der Familie, empfingen sie mit der ausgezeichnetsten Höflichkeit; ersterer schien aber erstaunt zu seyn über die Veränderung, welche in Juliens Gesichtszügen eingetreten war. Er machte ihr in den ausgesuchtesten Ausdrücken bemerklich, wie sehr er selbst die Unruhe und Unannehmlichkeiten fühle, denen sie ausgesetzt gewesen sey, und sagte dieß auf eine Art, welche sie von seiner höchsten Theilnahme an Allem, was sie beträfe, überzeugen mußte. Während er mit Feuer seine Rede fortsetzte,

bezeugten die Röthe, welche von Zeit zu Zeit Juliens Wangen färbte, ihre Augen, welche sie furchtsam zur Erde senkte, und die Schwierigkeit, womit sie sich ausdrückte, hinreichend die große Verlegenheit, welche ihr die Gegenwart der beiden Herren verursachte.

Nachdem der Graf mehrere Fragen, das angebliche Gespenst betreffend, gethan hatte, ein Gegenstand, den er, zur großen Verwunderung Juliens, sehr ernsthaft abhandelte, fügte er hinzu, daß ihr Haus augenscheinlich von nun an unbewohnbar seyn würde, daß sie unmöglich noch länger darin bleiben könne, ohne sich tausend andern Unannehmlichkeiten auszusetzen, und schloß endlich mit der dringenden Bitte, daß sie eine Wohnung auf seinem Schlosse annehmen möchte. „Ich

schmeichle mir," sagte er mit dem verbindlichsten und zugleich hochachtungsvollsten Wesen, „daß Sie mein Anerbieten nicht ausschlagen werden, da nur Gesinnungen, welche Ihrer würdig sind, mir dasselbe vorschreiben. In wenigen Tagen reise ich von hier ab, und komme nur erst im nächsten Sommer zurück. Sie werden daher auf dem Schlosse völlige Bequemlichkeit und Freiheit haben, und mich zugleich außerordentlich verbinden, indem Sie durch Ihre Gegenwart meine Leute in den Grenzen ihrer Pflicht erhalten, und sie zu einem anständigen und regelmäßigen Betragen zwingen werden. Uebrigens hoffe ich auch, daß das Schloß Ihnen für jetzt nicht nur ein sicherer, sondern auch ein angenehmer Zufluchtsort seyn wird, welcher viel zur Wie-

derherstellung Ihrer Gesundheit und zur Beruhigung Ihres Geistes beitragen kann, der durch Furcht und Schrecken so sehr angegriffen und ermattet zu seyn scheint."

„Nur die Furcht und der Schrecken anderer Menschen, Herr Graf, haben mir den Zustand der Abmattung zugezogen, worin Sie mich erblicken," sagte Julie halb lächelnd; „denn was mich betrifft, so hat, Gott sey Dank! ein so grober Aberglaube keine Macht über mich. Ich glaube nicht an Gespenster oder Geister, und fürchte sie daher auch nicht. Was aber diejenigen Geister betrifft, die sich das grausame Vergnügen machen, den Frieden meiner Einsamkeit zu stören, so ist dieß etwas Anderes; sie kann ich fürchten, Herr Graf, weil ich sehr überzeugt bin, daß dieß keine bloßen

Luftgebilde sind, sondern boshafte Menschen, die sich vielleicht nur ein so schreckliches Ansehen geben, um nachher desto leichter zu andern Ausschweifungen und schwereren Beleidigungen gegen mich übergehen zu können."

Bei diesen Worten hatten sich die Gesichtszüge der schönen Wittwe wieder belebt; das Feuer ihres Geistes malte sich darin, und man konnte alle Empfindungen ihres Herzens darin lesen. Der Graf betrachtete sie und hörte sie mit der größten Aufmerksamkeit an; aber das dunkle Roth, welches seine Wangen färbte, verschwand plötzlich, als Julie in folgenden Worten fortfuhr:

„Ich schmeichle mir, Herr Graf, daß Sie nicht an der Dankbarkeit zweifeln, womit Ihre Aufmerksamkeit mich erfüllt, und ich fühle ganz den Werth Ihres gütigen

Anerbietens, obgleich die Umstände mir nicht erlauben, es anzunehmen. Meine Verwandten dringen in mich, mich mit meiner Tochter zu vereinigen, welche sich jetzt bei ihnen befindet, und ich bin entschlossen, ihrer Einladung Folge zu leisten. Unterdessen, bis die nöthigen Vorbereitungen zu meiner Reise getroffen sind, habe ich meinen würdigen Freunden, dem Pfarrer und seiner Familie, versprochen, nirgends anderswo zu wohnen, als bei ihnen, und ich werde ihnen Wort halten."

Der Graf verbeugte sich hierauf mit einer stolzen und zugleich verlegenen Miene, aber ohne ein Wort zu erwidern, während sein Begleiter Julien mit so viel Aufmerksamkeit und Bewunderung betrachtete, daß die schöne Wittwe dadurch ganz außer Fassung kam,

und sich von einer großen Last befreit fühlte, als beide Herren endlich von ihr Abschied genommen hatten.

Sobald sie sie aus dem Gesichte verloren hatte, rief sie lebhaft aus: „O, liebe Luise, lassen Sie uns fliehen. Lassen Sie uns diesen Ort verlassen, der mir von nun an keinen sicheren Aufenthalt mehr gewährt. Lassen Sie uns zu Ihrem würdigen Vater eilen, der meine Stütze und mein einziger Führer ist.“

Luise war erfreut über den Entschluß ihrer Freundin; sie brannte vor Verlangen, nach dem Pfarrhause zurückzukehren, denn nur ihre Freundschaft für Julien und die Güte ihres Charakters konnte ihr Muth geben, so lange in der Hütte zu bleiben, und ihre geheime Furcht zu verbergen. Nachdem

Julie alle Thüren sorgfältig verschlossen hatte, machten sie sich auf den Weg, und kamen in Kurzem in der Pfarrwohnung an. Julie wurde hier mit so vieler Freundschaft aufgenommen, daß sie auf einige Augenblicke ihren Kummer und ihr Unglück vergaß.

Indessen war der Pfarrer fest entschlossen, seiner liebenswürdigen Nachbarin wieder Ruhe in ihrem Hause zu verschaffen, und nichts hätte ihn abhalten können, diese Nacht daselbst zuzubringen. Der alte Klaus, hiervon in Kenntniß gesetzt, schämte sich, seinem Herrn an Muth nachzustehen, und ihn allein ein Wagstück unternehmen zu lassen, was in seinen Augen das gefährlichste von der Welt war. Er bot daher von Neuem seine Dienste an, welche auch angenommen wurden.

Man aß bei guter Zeit zu Abend, weil sich Gutmann noch vor eingetretener Dämmerung nach der Hütte begeben wollte. Sobald man gegessen hatte, wünschte er fröhlich seiner ganzen Familie und der traurigen Julie eine gute Nacht, und trat langsam den Weg nach dem Thale an, von Klaus begleitet, welcher, obgleich von Natur muthig, sich dennoch eines gewissen Schauders nicht erwehren konnte. Im Hause angelangt, nahmen sie von Juliens Schlafzimmer Besitz, welches die Aussicht nach der Wiese hatte, wo der angebliche Geist seine ersten Erscheinungen begonnen haben sollte. Jeder von ihnen Beiden war mit einem Pistol bewaffnet, welches aber nur blind geladen war, da Gutmann den Betrügern keinen Schaden thun, sondern ihnen nur Furcht einjagen

wollte; überdieß hatten sie sich mit einem Paar tüchtigen Knüppeln zu ihrer eigenen Vertheidigung versehen.

Der Pfarrer hatte nicht vergessen, sich mit einer Pfeife, Taback und einem großen Kruge guten Biers zu versehen. Alles dieses ließ er vor sich auf den Tisch stellen, machte sich eine Pfeife an, und unterhielt sich nun mit dem alten Klaus, dessen Muth durch diese Ruhe seines Herrn nicht wenig vergrößert ward, und welcher nach einem Glase Brandwein, das ihm Gutmann gab, so herzhaft wurde, daß er versicherte, alle Kobolde in der Welt sollten ihm nun keine Furcht mehr einjagen. Aber in eben diesem Augenblicke schlug die Thurmuhr des Dorfes Zwölf! . . . Klaus konnte sich nicht enthalten zu schaudern; er wurde leichenblaß. Gut=

mann that indessen, als bemerkte er es nicht, und brachte das Gespräch auf einen andern Gegenstand, wodurch auch Klaus wieder etwas sicherer wurde, bis nach einer tiefen Stille von einigen Minuten der Pfarrer plötzlich durch ein dumpfes und anhaltendes Geräusch aufmerksam gemacht wurde, und schnell nach dem Fenster eilte, wo es herzukommen schien.

Der Himmel war bewölkt und die Nacht sehr finster; doch war die Luft ganz ruhig. Nicht das geringste Geräusch ließ sich weiter hören, und nachdem der Pfarrer lange Zeit vergebens gehorcht hatte, machte er das Fenster wieder zu, in der Ueberzeugung, daß Alles ganz ruhig sey. Hierauf warf er sich nun auf das Bett, Klaus nahm ebenfalls seinen Platz auf dem Sopha wieder ein, und

Herr und Diener fielen bald darauf in einen tiefen Schlaf.

Beide wurden plötzlich durch ein ziemlich lautes Geräusch aufgeweckt. Ein klägliches Stöhnen und Seufzen tönte durch das ganze Haus, und ganz in ihrer Nähe hörten sie schwere Ketten klirren und umherschleppen. Bei dieser fürchterlichen Musik stieß Klaus einen lauten Schrei des Schrekkens aus, und steckte seinen Kopf unter die Decke, mit welcher er sich bedeckt hatte, während der Pfarrer, frei von Aberglauben und Furcht, sich aufrecht setzte, um aufmerksam zu horchen und unterscheiden zu können, wo diese seltsamen Töne wohl herkommen möchten. Nach einigen Minuten schien es ihm, als wenn das Klirren der Kette dicht vor der Thüre befindlich sey, wodurch er sich

überzeugte, daß die Urheber, wer sie auch seyn mochten, Mittel gefunden haben mußten, in das Innere des Hauses einzudringen.

Dieser Umstand war eben nicht sehr tröstlich, und hätte leicht einen weniger erprobten Muth erschüttert; aber bei unserm Pfarrer konnte er weder den Muth schwächen, noch seinen Entschluß verändern. Klaus war vor Furcht fast ohne Besinnung, so daß Gutmann Mitleiden mit ihm hatte, und ihn seiner Begleitung überhob; hierauf nahm er sein Pistol in die eine, das Licht in die andere Hand, und öffnete voller Muth die Thüre.

In diesem Augenblicke war Alles wieder ruhig. Der Pfarrer ging vorsichtig auf dem engen Flur weiter vor, ohne irgend etwas zu sehen oder zu hören; als er sich aber um eine Ecke wenden wollte, von wo er nach

der Hausthür gelangen konnte, hörte er abermals das Geklirr der Ketten, und zwar dicht neben sich. Sogleich eilte er auf den Ort zu, wo das Geräusch herkam, und erblickte nun eine große, in ein weites weißes Gewand eingehüllte Gestalt, welche sich langsam entfernte, und das Kettengerassel hervorbrachte. — Jetzt machte der Pfarrer Halt, und legte mit dem Pistol auf die Gestalt an; aber ehe er noch Zeit hatte, loszudrücken, erhielt der Unglückliche von einer unsichtbaren Hand einen so fürchterlichen Schlag auf den Kopf, daß er mit dem Gesicht auf die Erde niederstürzte. In demselben Augenblicke ging auch sein Pistol los, und entladete ihm den ganzen Inhalt ins Gesicht, so daß er völlig ohne Besinnung auf dem Platze liegen blieb.

Klaus seinerseits hatte den Knall des Pistolenschusses sehr wohl gehört, worauf eine beträchtliche Zeit in der größten Stille verfloß. Diese Stille beunruhigte ihn endlich über das Schicksal seines Herrn, und als sich nun sein erster Schrecken nach und nach einigermaßen verlor, trug die Anhänglichkeit dieses treuen Dieners den Sieg über seine Furcht davon. Er kroch unter seiner Bettdecke hervor, nahm zitternd das im Zimmer stehen gebliebene Licht, und ging wankend zur Thür hinaus. Endlich gelangte er an den Ort, wo der Pfarrer niedergestürzt war; gerechter Gott! was wurde aus dem alten Klaus, als er seinen Herrn hier in seinem Blute schwimmend auf der Erde liegen sah. Sein Schmerz kannte keine Grenzen, doch erholte er sich nach und nach, und nach vie-

len vergeblichen Versuchen, den Pfarrer wieder in's Leben zu bringen, trug er den entseelten Körper mit vieler Mühe in's Zimmer, wo er ihn auf das Bett legte, und da es allmählig Tag zu werden anfing, so ging er vor's Haus hinaus, um sich nach Hülfe umzusehen. Wirklich traf er auch bald einige Landleute an, welche bereits ihrer Arbeit nachgehen wollten; diesen erzählte er, wie sein Herr, der Pfarrer, welcher die Geister hätte vertreiben wollen, von denselben ermordet worden sey, und bat sie, den Leichnam desselben nach dem Pfarrhause zu tragen, worin sie endlich, nach vielen Zögern, in's Haus hineinzugehen, willigten.

Fünftes Kapitel.

Als sie in der Nähe des Pfarrhauses angekommen waren, eilte Klaus den übrigen voran, um die traurige Nachricht von dem Tode seines Herrn mit so viel Vorsicht als möglich anzukündigen. Allein Frau Gutmann sowohl als ihre beiden Töchter und Julie schliefen noch, und nur die Knechte und Mägde waren schon auf den Beinen. Sobald diese das unglückliche Schicksal ihres Herrn erfahren hatten, erhoben sie ein so lautes Klaggeschrei, daß ihre Herrschaft davon erwachte, und sogleich klingelte, um die

Ursache dieses Lärmens zu erfahren. Jetzt erst sahen die guten Leute ein, wie unvorsichtig sie sich betragen hatten; jedoch mußten sie endlich mit der Sprache heraus, und sobald Frau Gutmann wußte, daß ihr geliebter Mann nicht mehr am Leben sey, lag sie ohne Bewußtseyn in den Armen ihrer trostlosen Töchter.

Auch Julie ward bald von der schrecklichen Begebenheit unterrichtet, welche Trauer und Entsetzen in der Familie ihrer Freunde verbreitete, und sie war deshalb um so niedergeschlagener, als sie sich für die unwillkührliche Ursache hielt. Fast außer sich stürzte sie ins Zimmer der Frau Gutmann, und war hier Zeuge des herzzerreißendsten Schauspiels. Sie vereinigte jetzt ihre Anstrengungen mit denen der beiden jungen Mädchen, welche sich schon

als Waisen betrachteten, um die unglückliche Mutter wieder ins Leben zurück zu rufen. Lange Zeit blieb ihre Mühe vergebens; endlich aber schlug sie die Augen auf, und in diesem Augenblick kam auch der alte Klaus ins Zimmer geeilt, und rief ihnen mit lauter frohlockender Stimme zu, daß sein guter Herr nicht todt sey, ja daß der so eben angekommene Arzt sogar versichert habe, es sey nicht die geringste Gefahr für sein Leben vorhanden.

Man kann sich kaum vorstellen, was dieser plötzliche Uebergang von der Verzweiflung zur Freude für einen Eindruck auf die Trauernden machte, und vorzüglich auf Frau Gutmann, welche dadurch gleichsam ein neues Leben erhielt, und ungeachtet ihrer Schwäche sogleich zu ihrem Manne geführt seyn wollte.

Ihre beiden Töchter und Julie wünschten es nicht weniger sehnlich, den unglücklichen Pfarrer wieder zu sehen, und beeilten sich daher, sie zu ihm zu führen.

Das Ganze an der Sache war, daß der muthige Pfarrer von dem heftigen auf den Kopf erhaltenen Schlage die Besinnung und viel Blut verloren hatte, und daß durch den Pistolenschuß ihm das Gesicht ein wenig verbrannt und die Haut zerrissen worden war; aber alles dieses gab durchaus keinen Grund, üble Folgen zu befürchten. Als seine Familie eintrat, war Gutmann aller seiner Sinne vollkommen mächtig, und befand sich vollkommen wohl; nachdem er daher seine Frau und Kinder zärtlich umarmt und sie beruhigt hatte, erzählte er, was sich zwischen ihm und den vorgeblichen Gespenstern zuge=

tragen hatte, und bestärkte dadurch Julien noch mehr in der Ueberzeugung, daß für jetzt die Rückkehr nach ihrer Wohnung unmöglich sey, und daß man irgend einen boshaften Plan gegen sie selbst im Schilde führe. Sie beschloß daher, sich sobald als möglich zu dem Baron von Herstall zu begeben, dessen Haus unter diesen Umständen der einzige und sicherste Zufluchtsort für sie war. —

Der Pfarrer wurde in kurzer Zeit gänzlich wieder hergestellt, und traf nun sogleich alle Anstalten, um die Urheber der schändlichen Betrügereien zu entdecken, die ihm beinahe das Leben gekostet hätten. Auch der Graf leistete ihm hierbei alle Unterstützung, und versprach jedem, der zur Entdeckung des angeblichen Gespenstes beitragen würde,

eine ansehnliche Belohnung; aber Alles blieb vergebens, und das Gerücht, daß wirklich Gespenster die Hütte besuchten, verbreitete sich immer mehr, und ward in der ganzen Gegend immer glaubwürdiger.

Julie blieb ohngefähr noch vierzehn Tage in dem Hause des guten Pfarrers, und ließ während dieser Zeit alle Möbeln aus ihrer Hütte nach der Pfarrwohnung bringen, wo sie bis zu ihrer Rückkehr aufbewahrt werden sollten. Endlich erschien der Tag der Trennung von ihren lieben Freunden und von der Gegend, wo sie lange Jahre glücklich gelebt hatte; unzählige Thränen flossen, ehe sie in den sie erwartenden Wagen stieg, und als dieser nun mit Blitzesschnelle davon eilte, schien es ihr, als wenn sie von jetzt an ihrer Glückseligkeit und Zu-

friedenheit auf immer den Rücken wenden müßte. Doch wurden diese traurigen Vorstellungen bald von dem Gedanken an ihre zärtlich geliebte Tochter verdrängt, die sie jetzt wiedersehen sollte, und je näher sie dem Wohnorte des Barons kam, desto ungeduldiger wurde sie, Leonoren zu sehen, zu küssen und an ihr mütterliches Herz zu drücken.

Leonore ihrerseits, welche von der Ankunft ihrer Mutter unterrichtet war, hatte schon die ganze Nacht hindurch kein Auge geschlossen, und stellte sich mit dem Anbruch der Morgenröthe ans Fenster, von wo aus sie die Landstraße bis in weiter Ferne übersehen konnte. Nach langem und schmerzvollem Harren erblickte sie endlich eine Kutsche auf der Landstraße, welche den Abhang herabfuhr, aber noch sehr weit entfernt war. Ihr

Herz sagte ihr, daß diese Kutsche den theuren Gegenstand ihrer Wünsche enthielte, und dieß war genug für sie; ohne die große Entfernung zu beachten, welche sie noch zu durchlaufen hatte, ehe sie die Kutsche erreichen konnte, eilte sie, einem jungen Reh gleich, auf die Straße; allein ihre Kräfte hielten bald mit ihrer Ungeduld nicht mehr gleichen Schritt. Sie hatte schon eine bedeutende Strecke zurückgelegt, als sie so erschöpft und athemlos war, daß sie nicht weiter konnte, und sich daher entschloß, in dem Schatten eines Gebüsches, welches neben der Landstraße fortlief, einige Minuten auszuruhen.

Dieser Ort war ganz einsam. Leonore setzte sich auf den weichen Rasen nieder, und nahm ihren Strohhut ab, um ihre Haare wieder in die Höhe zu stecken, welche sich

während ihres Laufens gelöst hatten, und nun in der verführerischesten Unordnung um ihre niedlichen Schultern wallten. Indem sie mit ihren zarten Händchen beschäftigt war, ihre schönen Locken zusammen zu fassen, und mit einem Kamme zu befestigen, fühlte sie sich plötzlich von hinten an den Haaren ergriffen. — Gott! welcher Schrecken, als sie rasch den Kopf umdrehte, und nun einen großen Mann, mit verlarvtem Gesicht und in einen ungeheuren weiten Mantel gehüllt, erblickte. —

In der Ueberzeugung, daß dieser Mann nichts anders seyn könne, als ein Räuber, machte Leonore eine ihrer Hände los, und bot ihm ihre Uhr an; allein der Vermummte schlug sie mit einer unwilligen Bewegung aus. Er ergriff von Neuem die weite Hand

Leonorens, drückte sie mit großer Kraft mit der andern zusammen, und zwang so das arme, zitternde Mädchen, ihm tiefer in's Dikkicht zu folgen, als sie sich plötzlich umwandte, und die Kutsche, worin ihre Mutter befindlich war, blitzschnell vorüber eilen sah. Bei diesem Anblick stieß sie ein lautes Geschrei aus, und nahm alle ihre Kräfte zusammen, um der Gewalt ihres Räubers zu widerstehen. Der Postillion, welcher Julien fuhr, hörte dieß Geschrei, und hielt an, ohne daß die unglückliche Mutter ahnen konnte, daß es von ihrem Kinde herrühren möchte. Allein der schändliche Räuber, welcher nun fürchten mußte, sich seine Beute wieder entreißen zu sehen, bedeckte sie plötzlich mit seinem großen Mantel, so daß ihr fast der Athem verging, und trug sie mit eben so viel Kraft als Schnelligkeit davon.

Kraftlos und halb erstickt bat Leonore ihren Verfolger, ihr freien Athem zu lassen, indem sie ihm versprach, keinen Widerstand mehr zu leisten; aber erst, nachdem sie dieses Versprechen mehrmals wiederholt hatte, ward sie von der schweren Hülle befreit. Als sie jetzt um sich blickte, sahe sie, daß sie sich an der Grenze eines Waldes befand, welcher mit den Gütern des Barons von Herstall zusammenhing; und wenige Augenblicke nachher entdeckte sie einen Wagen, der sie zu erwarten schien; wirklich zwang sie auch ihr verlarvter Führer, hineinzusteigen, setzte sich neben sie, und hierauf flog die Kutsche wie ein Pfeil davon.

Man kann sich leicht vorstellen, wie schrecklich Leonorens Lage war; nicht nur, daß sich tausend persönliche Gefahren ihrer

Einbildungskraft darstellten, sondern weil vorzüglich die Angst, welcher ihre Mutter preis gegeben seyn würde, die ihrige verdoppelte. — Der Wagen fuhr den ganzen Tag über durch Wälder und abgelegene Wege; nur mitten im dichtesten Gebüsch wurde angehalten, um die Pferde mit dem bei sich habenden Futter zu erfrischen, und so brach die Nacht ein, ohne daß Leonore nur die geringste Spur von einer bewohnten Gegend entdeckt hätte. Jetzt, als es nach und nach immer finsterer wurde, kannte Leonorens Furcht keine Grenzen mehr; sie beschwor ihren Begleiter, ihr zu sagen, was man für Absichten mit ihr habe und wohin man sie führe; aber vergebens. Die verlarvte Person blieb taub und stumm bei allen ihren Bitten, und statt aller Antwort fühlte Leonore ihren Leib nur fester

von den Armen ihres Begleiters umfassen, als wenn er gefürchtet hätte, daß sie irgend ein Mittel finden könnte, ihm zu entfliehen.

Der Wagen fuhr ohne Aufenthalt immer weiter, und es mochte ohngefähr Mitternacht seyn . . . da rief plötzlich eine Donnerstimme außerhalb des Wagens: „Halt! Nicht von der Stelle!“ Leonorens Herz klopfte laut, von Furcht und Hoffnung zu gleicher Zeit bewegt. Ihr Begleiter öffnete sogleich eins der Kutschenfenster, und bei dem schwachen Scheine des so eben aufgehenden Mondes erblickten sie drei Männer zu Pferde, deren einer sich mit gespanntem Pistol dem Kutschenschlage näherte, und ihr Geld forderte. Nach einigem Zögern übergab ihm der Verlarvte seine Börse, ohne ein einziges Wort zu sprechen; der Räuber verlangte darauf auch

seine Uhr, und da er keine Antwort erhielt, rief er: „Wohlan! wenn Du nicht reden willst, so wollen wir anders mit Dir verfahren; Ihr seyd Eurer zwei da in dem Wagen, und wir lassen uns so leicht nicht befriedigen.“ Bei diesen Worten riß er mit Heftigkeit den Kutschenschlag auf.

Leonore rief jetzt mit dem Ausdruck des lebhaftesten Schreckens: „Ach! Gnade! Gnade! Ich habe weder Uhr noch Geld, denn ich bin mit Gewalt von meinen Eltern weggeführt worden; dieser Fremde hier hat mich geraubt, und ich weiß nicht, wo er mich hinbringt.“

„Hol's der Teufel!“ sagte jetzt einer der Räuber, welcher noch nicht gesprochen hatte; „er ist also noch ein größerer Bösewicht, als wir sind! Hoho, schöner Herr!

Gleichviel, wer Ihr seyd! Wir wollen Euren Plan ein wenig verrücken, und Eure Gefangene befreien; so werden wir doch wenigstens Eine gute That in unserm Leben begangen haben!“

Nach diesen Worten rief er dem ersten Räuber zu, ihm die Dame aus dem Wagen ziehen zu helfen, wo der Verlarvte sich immer noch bestrebte, sie zurück zu halten. Indessen fand sich der Letztere durch die Drohungen der Räuber bald bewogen, Leonoren fahren zu lassen; diese leerten ihm die Taschen aus, nahmen ihm seinen Mantelsack, und zogen ihm sogar den großen Mantel aus, in welchen sie Leonoren sorgfältig einwickelten. Nachdem einer von den Räubern das junge Mädchen vor sich aufs Pferd gesetzt hatte, ritten sie im vollen Galopp davon, und lie-

ßen den elenden Entführer, den nur Leonorens dringende Bitten vor ihren Mißhandlungen geschützt hatten, im Walde zurück.

Nachdem sie mehrere Stunden lang mit unglaublicher Schnelligkeit auf Seitenwegen und durch wilde und wüste Gegenden geritten waren, brach endlich die Morgenröthe an, und bald darauf entdeckte die furchtsame Leonore in geringer Entfernung vom Wege ein kleines einzelnes Häuschen. Von Müdigkeit und Furcht erschöpft, bat sie ihren Führer, sie in diesem Hause abzusetzen.

„Hol's der Teufel!“ rief der Räuber; „Sie können bleiben, mein Engel, wo es Ihnen gut dünkt; aber glauben Sie nur, Sie sind jetzt in ehrbaren Händen, und ich mache mir ein Vergnügen daraus, einem so sanften und hübschen Mädchen, wie Sie

sind, beizustehen. Wir wollen sehen, ob man Sie hier unterbringen kann.“

Mit diesen Worten stieg der Räuber vom Pferde, hob dann Leonoren herunter, und indem er nun den Zügel seines Pferdes um den linken Arm nahm, bot er Leonoren seinen rechten Arm, worauf Beide nach der Thür der Hütte gingen. Hier klopfte der Räuber stark an, und rief, daß man ihm aufmachen möchte.

Während Beide vor der Thür warteten, warf Leonore einen Blick auf ihren Befreier, und fand sich schmerzlich betrübt, als sie einen schönen Jüngling vor sich sah, dessen Herz so edel und großmüthig zu seyn schien, und der dennoch schon so früh die Bahn des Verbrechens betreten hatte. „Ach Gott!“ rief sie aus, „wie soll ich Sie jetzt für den

wichtigen Dienst belohnen, den Sie mir geleistet haben? denn als ich mich gegen meinen schändlichen Entführer vertheidigte, habe ich meine Uhr verloren, und ich habe Ihnen in diesem Augenblick nichts als meinen innigsten Dank anzubieten."

„O, ich bitte Sie, liebes Kind," sagte der Räuber, „sprechen Sie nicht von Belohnung; denn wenn man so glücklich ist, einem liebenswürdigen Mädchen einen Dienst zu erweisen, so ist dieß schon Belohnung genug."

Leonore erstaunte über diese Uneigennützigkeit, und indem sie den Räuber furchtsam anblickte, rief sie bewegt aus: „Gerechter Gott! Welche fürchterliche Ursache konnte ein so edles Herz dahin bringen . . . ." Sie hielt inne, da sie es nicht wagte, ihre

Gedanken weiter auszudrücken; aber der Jüngling riß sie aus der Verlegenheit.

„Ich weiß Alles, was Sie sagen wollen!“ rief er feurig aus; „aber mein Loos ist einmal geworfen! die menschliche Gesellschaft hat mich einmal ausgestoßen, und ich kann für mein ganzes Leben nichts weiter seyn, als ein Räuber!“

Leonorens Augen füllten sich bei diesen Worten mit Thränen der Theilnahme und des Mitleides. Unterdessen aber klopfte ihr Befreier voll Ungeduld noch stärker an die Thür, welche nun endlich von einer Frau mittleren Alters, und von gutem Ansehn, geöffnet ward.

„Hier, gute Frau! nehmt diese junge Dame in Euer Haus auf!“ sagte der Räuber in einem mehr befehlenden als bittenden Tone.

„Leistet ihr allen möglichen Beistand, damit sie in Sicherheit zu ihrer Familie zurückkehren kann, und bedenket, daß ich mich erkundigen werde, ob Ihr meinem Verlangen nachgekommen seyd. Euer Sohn kann ihr überdieß zur Begleitung dienen.“

Die gute Fran betrachtete die beiden Fremden furchtsam und zögernd, als in diesem Augenblick noch ein junger Bauer aus dem Hause trat, dessen Aeußeres sehr angenehm war, und Zutrauen einflößte. An diesen wandte sich der Räuber ebenfalls mit den Worten: „Nimm diese Dame in Schutz, und bringe sie zu ihren Verwandten zurück.“

„Ich verspreche es,“ sagte der junge Bauer, bald Leonoren, bald ihren Begleiter anblickend. Dieser zog hierauf eine Börse hervor, und legte sie in die Hand der Frau;

nachdem er dann von seiner Reisegefährtin gerührt Abschied genommen hatte, schwang er sich auf sein Pferd, und war in einem Augenblick verschwunden.

Der junge Bauer machte seiner Mutter einige Vorwürfe, daß sie die Börse angenommen habe, und ladete hierauf Leonoren ein, in's Haus zu treten, wo die Alte ihr sogleich ein Frühstück bereitete, und ihr auch bei der Wiederherstellung ihrer Toilette behülflich war. Auf den dringenden Wunsch Leonorens, sobald als möglich abzureisen, war der junge Bauer unterdessen nach dem nahen Dorfe geeilt, und kam in kurzer Zeit mit einem Wagen zurück. Da Leonore diesen guten Leuten erzählt hatte, wie sie entführt, und nachher wieder befreit worden sey, so bestand der junge Bauer darauf, mit ei-

nem Paar Pistolen bewaffnet, hinten auf den Wagen zu steigen, nm sie gegen den verlarvten Räuber beschützen zu können, wenn dieser vielleicht ihrer Spur gefolgt wäre, und einen neuen Versuch wagen sollte, sie wieder in seine Gewalt zu bekommen.

Sechstes Kapitel.

Es war beinahe Mittag, als Leonore das Landgut des Barons von Herstall erblickte. Der Gedanke an ihre trostlose Mutter, welche vielleicht der Gram über den Verlust ihres Kindes auf das Krankenbette geworfen hatte, verließ sie keinen Augenblick, und obgleich sie Windesflügel hätte haben mögen, um desto früher anzukommen, so schauderte sie doch wieder vor der Gefahr, welche damit verbunden seyn konnte, wenn sie unvermuthet vor ihrer Mutter erschiene. Sie beschloß daher, ehe sie in's Haus hin=

einginge, dem Baron durch ihren diensteifrigen Begleiter sagen zu lassen, daß eine fremde Dame ihn zu sprechen wünsche.

Dieses Auftrags entledigte sich der junge Bauer vollkommen gut, so daß der Baron nach einigen Minuten herunter an den Wagen kam, und nicht weniger erfreut als erstaunt war, seine schöne Cousine so plötzlich wieder zu sehen. Nachdem er sie versichert hatte, daß ihre Mutter, obgleich in der größten Verzweiflung, doch nichts für ihr Leben zu fürchten habe, erzählte sie ihm in der größten Kürze ihre seit gestern erlebten Schicksale. Er blieb fast stumm vor Verwunderung; doch erholte er sich bald wieder, und eilte nun in's Haus zurück, um ihre Mutter mit der gehörigen Vorsicht von ihrer glück=

lichen Wiederkunft zu benachrichtigen, während Leonore noch im Wagen zurück blieb.

Kaum hatte sich der Baron entfernt, so erschien sein Sohn, dessen Vergnügen sie wiederzusehen von dem seines Vaters freilich weit verschieden war. Er schien wie berauscht von diesem Glücke, und erzählte ihr mit dem ganzen Feuer der Leidenschaft, wie unendlich unglücklich er während ihrer geheimnißvollen Abwesenheit gewesen sey. Während dieses Gespräches bot er ihr seine Hand, um ihr aus dem Wagen zu helfen, und führte sie bis an das Zimmer ihrer Mutter, wo diese, zu schwach, um ihr entgegen zu eilen, mit Ungeduld den glücklichen Augenblick erwartete, ihre Tochter wieder an ihr Herz drükken zu können. Leonore stürzte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, in ihre Arme,

und vermischte ihre Thränen mit denen ihrer Mutter.

Nachdem die ersten Herzensergießungen vorüber waren, ließ sich Julie von ihrer Tochter alle Umstände der Begebenheit erzählen, deren Opfer sie beinahe geworden wäre. Leonore wurde in ihrer Erzählung durch die Ankunft der Baronin und ihrer beiden Töchter unterbrochen, welche ihr mit so großer Freude Glück zu ihrer Wiederkehr wünschten, daß Leonore sich davon bis in's Innerste bewegt fühlte. Hierauf beendigte sie ihre Erzählung, wodurch sie alle ihre Zuhörer in das größte Erstaunen setzte, und mehrere Tage lang war dieses Abentheuer der einzige Gegenstand der Unterhaltung in der Familie.

Der Schrecken, die heftige Bewegung und die große Ermüdung hatten indessen Leo-

noren so angegriffen, daß ihre Gesundheit dadurch einen gefährlichen Stoß erlitt; sie wurde so krank, daß sie acht Tage lang ihr Bett nicht verlassen konnte; endlich aber siegte die zärtlichste Sorgfalt und ihre dauerhafte körperliche Beschaffenheit über die Krankheit, und sie erschien darauf reizender und blühender als je in dem Kreise ihrer Verwandten. Der Baron erzählte ihr jetzt, daß sich der junge Bauer, welcher sie hierher begleitet hatte, täglich nach ihrer Gesundheit erkundige, daß er aber jede Belohnung für seine geleisteten Dienste beharrlich ausschlage, so sehr auch der Baron in ihn gedrungen sey, wenigstens das anzunehmen, was ihm von Rechtswegen gebühre.

Leonore hörte die Erzählung von dem edlen und uneigennützigen Betragen ihres

Beschützer nicht ohne ein lebhaftes Gefühl von Zufriedenheit mit an, und bezeigte sogar den Wunsch, ihn zu sprechen, wenn er wieder nach dem Schlosse kommen würde. Dieser Wunsch blieb nicht lange unerfüllt, denn schon am folgenden Morgen kam der Jüngling, wie gewöhnlich, um sich nach Leonoren zu erkundigen. Man ließ ihn in ein Vorzimmer treten, wohin sich auch gleich darauf Leonore begab. Heinrich (dieß war der Name des Jünglings) erröthete bei ihrem Anblick, und drückte ihr mit inniger Freude, die aber in den Grenzen der Hochachtung blieb, das Vergnügen aus, welches ihm ihre Wiedergenesung verursachte. Seine Gesichtszüge waren vollkommen das Bild seiner Seele, und trugen, bei großer Regelmäßigkeit und Schönheit, das Gepräge der Wahr-

haftigkeit, der Güte und eines tiefen inneren Gefühls; sein Blick war lebhaft und geistreich, seine Sitten anständig und artig, und seine ganze Person bot ein Wesen dar, welches man sonst höchst selten in dem Stande findet, zu welchem Heinrich gehörte.

Heinrichs Betragen machte einen lebhaften Eindruck auf Leonoren, und nachdem sie Gelegenheit gehabt hatte, ihn näher kennen zu lernen, bedauerte sie insgeheim, daß ein mit so vielen schönen und edlen Eigenschaften ausgestatteter Jüngling in einem so niedrigen Stande geboren ward. Lange berathschlagte sie mit sich selbst, wie der junge Heinrich wohl am besten zu belohnen seyn möchte, ohne daß dabei sein Zartgefühl verletzt würde. Endlich schlug der Baron vor, ihn als Gärtner im Park anstellen zu wol-

len. Die ganze Familie gab dieser glücklichen Idee ihren Beifall, und Heinrich nahm das Anerbieten mit dem lebhaftesten Dank an.

Auf dem Landsitze des Barons herrschte jetzt die vollkommenste Glückseligkeit, welche nichts stören zu können schien; als die Zwietracht plötzlich einen ihrer Feuerbrände mitten in diesen Zufluchtsort der Einigkeit und des Friedens warf.

Der junge Baron Herstall hatte von jeher für seine schöne Cousine die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt gezeigt; aber seit ihrer Entführung schienen seine Empfindungen einen höhern Grad von Stärke erhalten zu haben. In allen seinen Worten und Handlungen blickte jetzt die feurigste Liebe durch; aber obgleich sowohl sein Vater als seine Mutter der Schönheit und den vor-

trefflichen Eigenschaften ihrer liebenswürdigen jungen Verwandtin volle Gerechtigkeit wiederfahren ließen, so empfanden sie doch den tiefsten Schmerz bei der Entdeckung, welchen großen Eindruck sie auf das Herz ihres Sohnes gemacht habe; denn sie hofften, ihm irgend eine reiche Erbin zur Gemahlin zu geben, und die arme Leonore besaß nur Tugenden zu ihrer Mitgift.

Was den jungen Baron betraf, so schien er seine Eltern durchaus nicht verstehen zu wollen, und machte übrigens durchaus kein Geheimniß von seiner Liebe. Indessen verursachte dieses Betragen auch Julien mancherlei Unruhe und Befürchtungen, während die furchtsame Leonore jedesmal erröthete, sobald ihr Cousin in ihre Nähe kam, sein Gespräch so viel als möglich vermied,

seinen Blicken auswich, und, mit einem Wort, ihn auf alle Weise von sich zu entfernen suchte. Aber das hieß einen reißenden Bergstrom aufhalten wollen. Selbst die Gegenwart Juliens, welche ihre Tochter fast nie verließ, hörte nun auf, für diesen stürmischen Liebhaber ein Hinderniß seines Geständnisses zu seyn, und müde, sich länger zu verstellen, sprach er endlich selbst mit seinem Vater von seiner Liebe, und betheuerte, daß keine Hoffnung da sey, ihn davon abzubringen, weil er fest beschlossen habe, sich mit Leonoren oder nie zu vermählen, und weil das Glück seines ganzen Lebens von dieser Verbindung abhinge.

Man wird sich leicht vorstelleu können, daß diese Erklärung dem Baron kein Vergnügen machte; auch antwortete er seinem

Sohn mit der größten Strenge, bedeutete ihn, daß er nie in diese Verbindung willigen würde, befahl ihm, ins künftige ihm nicht mehr mit seinen lächerlichen Plänen lästig zu fallen, und nicht mehr an seine Cousine zu denken. Aber der Jüngling ward durch diese Worte weder bewegt, noch eines andern belehrt, und verließ das Zimmer seines Vaters mit dem Entschlusse, nicht den geringsten Versuch zu machen, um von einer Krankheit geheilt zu werden, die ihm so lieb und theuer war.

Der Baron suchte sogleich, nachdem ihn sein Sohn verlassen, Frau von Belling auf, um ihr diese Umstände, die ihm so sehr am Herzen lägen, mitzutheilen. Diese Unterhaltung war höchst unangenehm für Julien, deren edler Stolz so sehr dabei beleidigt ward;

daher machte sie auch dem Baron sogleich den Vorschlag, sein Haus auf der Stelle verlassen zu wollen, und sich mit Leonoren nach der Hauptstadt zu begeben, wo sie sich am besten allen Nachstellungen zu entziehen im Stande war.

Dieser Vorschlag erhielt augenblicklich die Genehmigung des Barons, welcher aber zugleich betheuerte, daß er stets ihr und ihrer Tochter eifrigster Freund bleiben würde, und daß nur das Interesse seiner eigenen Familie eine Trennung für jetzt nöthig machte. Julie wollte die Ausführung ihres neuen Plans nicht einen Augenblick länger aufschieben, und verabredete nun mit dem Baron, daß sie noch in dieser Nacht mit Leonoren abreisen wolle, ohne daß der verliebte Jüngling das Geringste davon ahnen könne. Der

Baron gab ihr eine Adresse an eine Person mit, wo sie gewiß seyn konnte, vortrefflich aufgenommen zu werden, und eine eben so bequeme als angenehme Wohnung zu finden; endlich verabredete er noch mit Julien die Art eines regelmäßigen Briefwechsels.

Als Alles in Ordnung war, begaben sie sich zur Familie, und zur gewöhnlichen Zeit wünschte Julie ihnen so ruhig eine gute Nacht, daß Niemand das Geringste ahnete. Sobald aber Alles in Schlaf versunken war, nahm sie ihre Tochter unter den Arm, ging leise aus dem Hause hinaus, und setzte sich dann in den Wagen, welchen der Baron schon in Bereitschaft hielt. Die Führung desselben bis zur nächsten Station war dem jungen Heinrich anvertraut; dort hatte der Baron ebenfalls alle Einrichtungen ge-

troffen, daß die beiden Damen ihren Weg ohne Aufenthalt fortsetzen konnten, welches auch geschah, während der ehrliche Heinrich mit gepreßtem Herzen und mit thränenden Augen zu seiner täglichen Arbeit zurück kehrte.

Sobald am andern Morgen die Abreise der schönen Flüchtlinge im Hause des Barons bekannt wurde, entstand plötzlich allenthalben, selbst unter dem Gesinde, die größte Verwirrung, und der junge Liebhaber überließ sich ganz den tobenden Ausbrüchen seines heftigen Charakters. Erschien einem Rasenden völlig gleich, nannte alle, die sich ihm naheten, treulos und grausam, und schwur, sich mit seiner Geliebten wieder vereinigen, oder sterben zu wollen. Sein Vater, vor Zorn über dieses Benehmen seines Sohnes außer sich, schrie noch lauter als er, und dro=

hete ihn mit seiner höchsten Strenge, während die Baronin und ihre beiden Töchter durch Bitten und Thränen den Vater zu beruhigen, und den Sohn zur Vernunft zurückzuführen strebten. Bei diesem letztern war aber alles vergebens; er stürzte mit dem festen Entschlusse, Leonoren aufzusuchen, zum Hause hinaus, und entdeckte auch bald den Weg, den ihre Mutter mit ihr genommen hatte. Entzückt über diesen anfänglichen Erfolg, eilte er ihnen auf dem Fuße nach, und kam kurze Zeit nach ihnen in der Hauptstadt an. Aber hier war plötzlich jede Spur von ihnen verloren; mehrere Tage lang irrte er in allen Theilen der Stadt umher, ohne nur die geringste Anzeige zu erhalten; seine Hoffnung und sein Muth verließen ihn auf einmal; vor Müdigkeit erschöpft, von den Lei-

den des Körpers und der Seele darniederge=drückt, und von allem Gelde gänzlich ent=blößt, sah sich der arme Liebhaber gezwun=gen, zu seinem Vater zurückzukehren, wo er krank und verzweiflungsvoll ankam.

Unterdessen waren Julie und Leonore ganz ruhig bei einer alten Gouvernante der Familie des Barons, an welche dieser sie empfohlen hatte, abgestiegen. Diese Frau räumte ihnen ein sehr artiges Zimmer ein; aber da sie immer noch mit der ganzen Fa=milie ihrer ehemaligen Herrschaft in Verbin=dung stand, und daher der junge Baron leicht entdecken konnte, wer jetzt ihre Miethe=rinnen seyen, so hatte der Baron Julien ge=beten, sich nicht lange in diesem Hause auf=zuhalten, was auch vollkommen mit ihrem Vorhaben übereinstimmte. Sobald sie und

Leonore sich daher einigermaßen von den Anstrengungen der Reise erholt hatten, beeilten sie sich, eine andere Wohnung aufzusuchen, und fanden dergleichen auch bald in einem der schönsten Dörfer der Nachbarschaft. Sie bestand in einem einsamen, aber vorzüglich schön gelegenen Häuschen, so daß sie darin bald einigen Ersatz für ihre ehemalige friedliche Hütte fanden.

Nachdem sie sich in ihrem neuen Aufenthalte völlig eingerichtet hatten, kehrte nach und nach Ruhe und Sicherheit wieder bei ihnen ein, und Julie theilte ihrem würdigen Freunde Gutmann und seiner Familie Alles mit, was sie während ihrer Abwesenheit von ihnen erlebt hatte. Nach und nach nahmen sie ganz ihre früheren Gewohnheiten und Beschäftigungen wieder an; die sanfte Leonore,

welche kein größeres Vergnügen kannte, als ihre Mutter in allen Dingen nachzuahmen, suchte voller Freude ihre Bücher, Musik und Stickerei wieder vor, und fand in ihre Studien und Arbeiten eine sich immer erneuernde Quelle von Vortheil und Annehmlichkeiten, um so mehr, da die Nachbarschaft der Hauptstadt Beiden desto leichtere Gelegenheit darbot, ihre Arbeiten zu den besten Preisen zu verkaufen. Daher sahen sie sich auch bald wieder im Stande, anständig und zugleich unabhängig zu leben, wodurch sie fremder Unterstützung weiter nicht bedurften.

So verlebte Julie und Leonore, glücklich eine durch die andere, in ihrem neuen Zufluchtsorte den übrigen Theile des Herbstes und den darauf folgenden Winter. Schon zeigten sich die Vorboten des lachenden Früh-

lings wieder, als Julie eines Morgens, zu ihrem größten Erstaunen, einen Brief von dem Grafen von Hasselstein erhielt. Die schöne Wittwe öffnete ihn voller Furcht und Unruhe, und las nun die flehentlichste Bitte, dem Grafen nur eine einzige Unterredung zu gewähren, weil er ihr Dinge von der größten Wichtigkeit zu entdecken habe.

Anfangs war Julie sehr betrübt darüber, daß der Graf ihren jetzigen Zufluchtsort ausfindig gemacht hatte, weil sie neue Verfolgungen fürchtete. Indessen war es unmöglich, ihm eine Unterredung zu verweigern, und ungeachtet ihres entschiedenen Widerwillens, gab sie daher seiner Bitte nach, und setzte ihm eine Stunde fest, wo sie seinen Besuch empfangen wollte.

Der Graf erschien pünktlich zur bestimm-

ten Zeit. Furchtsam und ehrerbietig trat er in den Zufluchtsort der Unschuld und Tugend ein, und war nicht im Stande, den tiefen Eindruck zu verbergen, welchen das Wiedersehen Juliens auf sein Herz hervorbrachte; Julie empfing ihn zwar mit aller Achtung, aber so kalt und zurückhaltend, daß es dem Grafen nicht entgehen konnte, und er darüber den lebhaftesten Schmerz empfand. Die Verlegenheit, worin ihn diese Aufnahme versetzte, verschwand jedoch nach und nach wieder, und indem er den ihm natürlichen leichten und gefälligen Ton wieder annahm, sagte er, daß er komme, ihr für ihre Tochter eine sehr vortheilhafte Partie vorzuschlagen, gegen welche, wie er hoffte, sich in keiner Hinsicht irgend ein gerechter Einwurf machen lasse. Nach einem minutenlangen Stillschweigen fuhr er dann mit Feuer fort:

„Der Wunsch, zu dem Glücke Ihres theuren Kindes Etwas beizutragen, wird vielleicht in Ihren Augen die Freiheit, die ich mir genommen habe, entschuldigen. Indessen muß ich aufrichtig gestehen, obgleich mir das Glück Ihrer Tochter überaus theuer ist, daß dieser Zweck nicht allein mich hierher führt, sondern daß vielmehr ein Bewegungsgrund, welcher mich selbst weit näher angeht, ein Plan, von welchem die Glückseligkeit meines ganzen Lebens abhängt, meine Schritte hauptsächlich zu Ihnen geleitet hat.“ —

Der Graf hielt abermals einige Augenblicke inne, und jetzt war die Reihe an Julien, zu erröthen und zu zittern. Bald darauf nahm er wieder das Wort, um ihr das Geständniß seiner zärtlichen Leidenschaft für sie zu machen, und ihr zu betheuern, daß

es ihm unmöglich sey, länger ohne sie zu leben. —

„Seit dem schrecklichen Augenblicke," fuhr er fort, „wo Ihre plötzliche Abreise mich des Glückes, Sie zu sehen, beraubte, habe ich nicht aufgehört, der unglücklichste aller Männer zu seyn. Vergebens habe ich alle Mittel angewendet, Ihren Aufenthalt zu entdecken; meine Anstrengungen blieben fruchtlos, und noch jetzt würde ich nicht das unaussprechliche Vergnügen genießen, Sie zu sehen, hätte ich mich nicht endlich an den Baron von Herstall gewendet. Ich habe ihn gesprochen, und ihn zum Vertrauten meiner Empfindungen und meiner Pläne gemacht, welche darin bestehen, Ihnen meine Hand anzubieten, und mein Herz, meinen Rang, mein Vermögen Ihnen zu Füßen zu

legen. Er hat meine Absichten laut gebilligt, und war sogar so erfreut darüber, daß er mich ersucht hat, wenn ich Ihre Einwilligung zu unserer Verbindung erhielte, in seinem Namen für seinen Sohn um die liebenswürdige Leonore bei Ihnen anzuhalten."

Julie hatte nichts weniger erwartet, als daß sie dem Grafen solche Gefühle, wie er ihr jetzt gestand, eingeflößt haben könnte. Sie war niemals eitel auf ihre Schönheit gewesen, und kaum konnte sie sich überreden, daß das, was sie so eben hörte, keine Täuschung ihrer Sinne sey. Daher war sie auch selbst mehrere Minuten, nachdem der Graf seine Rede geendigt hatte, stumm vor Erstaunen; dieser schien ihre Antwort mit Furcht und Ungeduld zu erwarten. Endlich brach die schöne Wittwe das Stillschweigen,

indem sie ihn erröthend bat, sein Vorhaben aufzugeben, und seinen Rang, sein Vermögen einer Person anzubieten, deren Lage mit der seinigen übereinstimmender, und die überhaupt seiner Wahl würdiger wäre. Aber der Graf unterbrach sie feurig in ihrer Rede, indem er sie versicherte, daß seine Wahl unwiderruflich, sein Herz auf immer gefesselt sey, und daß von ihrem jetzigen Ausspruche seine Glückseligkeit oder sein unvermedliches Elend abhängen würde.

Ungeachtet der Graf nicht aufhörte, sie aufs dringendste zu bitten, so wollte die schöne Julie dennoch keinen Entschluß fassen, ohne ihn vorher reiflich überlegt zu haben, und sie verlangte daher, ihr wenigstens so viel Zeit zur Antwort zu gönnen, bis sie über eine so wichtige Angelegenheit gehörig

mit sich zu Rathe gegangen sey. Dagegen konnte der Graf nichts einwenden; doch beschwor er sie, die Qualen der Ungewißheit über sein Schicksal möglichst abzukürzen. Hierauf übergab er ihr ein Schreiben des Barons, und empfahl sich dann mit den Ausdrücken der größten Zärtlichkeit und der tiefsten Ehrerbietung.

Siebentes Kapitel.

Sobald der Graf fort war, erbrach Julie das Schreiben des Barons. Es enthielt die wärmsten Versicherungen seiner aufrichtigen Freundschaft und seiner höchsten Theilnahme an Allem, was sie beträfe, so wie die inständigsten Bitten, das Anerbieten des Grafen anzunehmen. „Der gütigen Vorsehung," schrieb er, „gefällt es, Ihre Tugenden zu belohnen, und Sie zu erheben, weil Sie dessen würdig sind. Weisen Sie also nicht die Wohlthaten des Himmels zurück, indem Sie die Hand des Grafen verschmähen, des=

sen edles und großmüthiges Betragen auf Ihre größte Erkenntlichkeit Anspruch hat; dadurch, daß er nicht nur Alles, was er besitzt, Ihnen zu Füßen legt, sondern daß er auch eifrig bemüht ist, das Glück Ihrer Tochter durch die Verbindung mit meinem Sohne zu befestigen, giebt er die deutlichsten Beweise von seiner feurigen Liebe zu Ihnen, so wie von seinem fein fühlenden Herzen. Er hat es übernommen, selbst bei Ihnen um die liebenswürdige Leonore für meinen Sohn anzuhalten, und ich werde mit Vergnügen Alles dazu beitragen, das Glück dieser beiden jungen Leute zu begründen, sobald Ihre Einwilligung das seinige sichert."

Julie blieb nach Lesung dieses Schreibens in tiefes Nachdenken versunken, und hatte sich von ihrem Erstaunen über die Er-

klärungen des Barons und des Grafen noch nicht wieder erholt, als Leonore, voller Unruhe über den Zweck, den der Graf bei seinem Besuche gehabt hatte, eintrat. Auf ihre Fragen übergab ihr ihre Mutter statt aller Antwort den Brief des Barons, wodurch sie sogleich von Allem unterrichtet wurde. Ihre Ueberraschung war unbeschreiblich.

„Und was hast Du beschlossen, theure Mutter?“ fragte Leonore verwirrt, ihr den Brief zurückgebend.

„Nichts zu thun, liebes Kind, als was mit Deiner Neigung übereinstimmt, und was Dein Glück begründen kann.“

„Also würde vielleicht der Wunsch Dich leiten, mir Rang und Vermögen zu verschaffen! Ach, geliebte Mutter, wie wenig strebe ich darnach; in dieser niedrigen, einsa=

men Hütte, wo ich stets Deine Gegenwart und Deine Freundschaft genieße, bin ich so zufrieden; so glücklich, und ich verlange weiter nach Nichts! O, verzeih' meiner Offenherzigkeit, verzeih' meinem Herzen, das Dich liebt, und nie ein Geheimniß vor Dir hatte, wenn es jetzt Deinen Wünschen widerstrebt; ja, theure Mutter, ich gestehe es Dir frei: meine Vermählung mit dem jungen Baron würde mich zum unglücklichsten Weibe auf der Welt machen, denn es würde mir unmöglich seyn, ihn je zu lieben oder zu achten. Ich hätte Dir schon früher die Ursache meiner Abneigung gegen ihn mitgetheilt, wenn ich nicht in meiner damaligen Lage gefürchtet hätte, daß Du meine über ihn gemachten Beobachtungen auf Rechnung meines beleidigten Stolzes setzen möchtest, da

der Baron es verweigert hatte, seinen Sohn mit mir zu verbinden. Allein jetzt, wo es nur von mir abhängt, seine Hand anzunehmen, kann ich Dir die Wahrheit eröffnen."

„Nur dem Zufall verdanke ich die Entdeckung, daß der junge Baron unter seinem liebenswürdigem Aeußern ein grausames und treuloses Herz verbirgt. Als wir uns noch auf dem Landhause unsers Vetters befanden, war ich eines Morgens mit dem anbrechenden Tage aufgestanden, und ging in dem weitläuftigen Park spazieren, als ich plötzlich in einer ziemlich entfernten und abgelegen Gegend Klagetöne erschallen hörte, welche mich mit Schrecken durchbebten. Doch erholte ich mich bald wieder, da ich überlegte, daß meine Hülfe vielleicht irgend einem Unglücklichen nützlich seyn könnte, und ich eilte da-

her auf den Ort zu, woher die Töne kamen. Hier erblickte ich in einem Gebüsch eine junge Frau auf dem Rasen liegen, welche ganz in ihren Schmerz versunken war. Voller Unruhe näherte ich mich ihr, und bat sie, mir die Ursache ihres Jammers zu entdecken. Hierauf zeigte mir die junge Frau ein schönes Kind, welches ihr zur Seite lag; es lächelte in den Armen des süßen Schlummers; o! dieß war das Lächeln der reinsten Unschuld.

„Sehen Sie hier!“ rief sie verzweifslungsvoll aus, den Schleier, womit das Kind bedeckt war, weit von sich werfend; „sehen Sie hier! betrachten Sie diesen Engel, und sagen Sie mir dann, welche Strafe derjenige verdient, welcher eine Unglückliche verführt hat, und sie dann sammt dem unschuldigen Wesen, das sie unter ihrem Herzen trug, ver-

läßt! . . . Sagen Sie, was verdient dieser schändliche Verführer, dieser grausame Vater?“

„O Himmel! rief ich erstaunt aus, wer kann so niedrig, so schändlich handeln? . . .“

„Wer? . . . Wer? . . .“ unterbrach sie mit verwildertem Blicke; „der treulose Herstall! . . . Ja, ja! Er ist es, der meine Liebe, mein Vertrauen mißbrauchte, und jetzt die Mutter und sein Kind dem Verderben geweiht hat! . . .“

Bei diesen Worten warf sie einen wilden Blick auf mich, und sagte halblaut:

„Nein, nein! Ich täusche mich nicht . . . Ja! das ist die Sirene, die mir sein Herz geraubt hat . . . . Großer Gott! Du hast sie zur Vollführung meiner Rache herbeigesandt! . . .“

Jetzt schwieg sie einige Zeit lang, indem

sie nicht aufhörte, mir fürchterliche Blicke zu=zuwerfen; hierauf fuhr sie fort:

„Nein! . . Ich will sie nicht ermor=den! die Unglückliche ist betrogen, so wie ich es war! Er besitzt so ganz die Kunst der Verführung! — . . Ach! Fliehen Sie ihn! Fliehen Sie ihn! Wenn Sie wüßten, wie zärtlich seine Liebe zu mir war! Wie oft er mir geschworen hat, daß sie ewig dauern würde! . . . Zittern Sie, seinen Schmeiche=leien Gehör zu geben! Zittern Sie, seinen falschen Versprechungen zu trauen! . . . Sein schwarzes Herz kennt keine Liebe, keine Treue, sondern nur den abscheulichsten Ver=rath! . . .“

Erschöpft durch die Heftigkeit ihrer Em=pfindungen, hielt sie jetzt inne; eine krampf=hafte Bewegung verzerrte ihre schönen Ge=

sichtszüge; sie stürzte sich auf ihr Kind, und drückte es heftig an ihre Brust; hierauf nahm sie mit der Schnelligkeit eines Rehes die Flucht, und verschwand augenblicklich vor meinen Augen.

Ich stand einige Zeit lang unbeweglich vor Erstaunen, mein Herz war vom innigsten Mitleiden gerührt, mein Verstand empörte sich über diese unnatürliche Grausamkeit; ich erholte mich zwar bald, um der Spur der armen Flüchtigen eine lange Zeit hindurch zu folgen; aber meine Bemühungen, sie wieder zu finden, waren vergebens. Traurig kehrte ich nach dem Schlosse zurück; ich hätte gern einiges Nähere über die junge Frau erfahren, aber die ganze Sache war zu zart, als daß ich es wagen konnte, mir Fragen zu erlauben. Ich begnügte mich also, diese Entdeckung in meinem Busen zu verschließen,

und mir selbst den feierlichen Schwur zu thun, daß ich nie in eine engere Verbindung mit dem jungen Herstall eingehen wollte, als die ist, welche durch unsere Verwandtschaft mit seiner Familie besteht. Nun sage mir, theure Mutter, kannst Du noch einen Augenblick lang den Gedanken hegen, mein Schicksal mit dem dieses Ungeheuers zu vereinigen?“ —

„O nein! Gewiß nicht!“ sagte Julie, ihre Tochter zärtlich umarmend. „Nein, liebes Kind, und ich schaudere bei der Vorstellung, in welcher Gefahr Deine Glückseligkeit gewesen wäre, wenn der Himmel Dich nicht auf eine so wunderbare Weise von dem schändlichen Betragen des jungen Barons unterrichtet hätte. O, es würde schrecklich für mich seyn, Dich mit einem Manne vermählt zu sehen, der den ganzen Werth Deiner Un-

schuld und Tugend nicht zu schätzen wußte, und Dein Unglück machte.“

Bei diesen Worten umarmte Leonore ihre vortreffliche Mutter mit Entzücken. Ihre Unterhaltung fiel jetzt bald auf den Grafen. „Ich kann mich von meinem Erstaunen nicht erholen,“ sagte Julie, „worin mich die Erklärung des Grafen versetzt hat, denn es ist mir unbegreiflich, wie ich ihm habe solche Gefühle einflößen können.“ — „Und ich,“ erwiederte Leonore, indem ihre Augen wohlgefällig auf den reizenden Gesichtszügen ihrer Mutter ruhten, „ich begreife nicht, wie Du dieses nicht einsiehst, theure Mutter!“ —

„Wie dem auch sey, liebes Kind,“ fuhr Julie gerührt fort, „so will ich .... Ja, wenn ich Dich ansehe, und die Gefahren bedenke, die ein junges Mädchen von Deinem

Alter, ohne Vermögen und mächtigen Schutz, bereits umgeben haben, so bin ich entschlossen, einzuwilligen . . . Du weißt, mein kleines Einkommen hört mit meinem Tode auf, und wenn Gott mich von dieser Welt nähme, ach, liebe Leonore, was bliebe Dir dann übrig? O, ich schaudere bei diesem Gedanken." —

„Wie! Also nur um meinetwillen, und in der einzigen Absicht, mir Sicherheit und Vortheil zu verschaffen, wolltest Du die Hand des Grafen annehmen?"

„Zur Sicherung sowohl Deines als meines eigenen Schicksals," sagte Julie ernsthaft; „denn ich halte es für meine heilige Pflicht, den Schutz, den die Vorsehung mir anzubieten mich würdigt, nicht von mir zurück zu weisen. Ach, meine Tochter! Welches

Glück erwartet uns auf dem Schlosse Hasselstein, mitten in jener theuren Gegend, wo Du Deine ganze Jugendzeit verlebt hast! Wir werden dann reich seyn, und unsere Reichthümer gegen den Segen der Armen und Unglücklichen vertauschen können, denen wir beigestanden, die wir getröstet haben werden. O, welche Glückseligkeit! Welche bezaubernde Aussicht in die Zukunft!“ —

Nachdem Julie einmal ihren Entschluß gefaßt hatte, glaubte sie es nicht länger aufschieben zu dürfen, dem Grafen davon Nachricht zu geben, und dieser erfuhr kaum, in welcher günstigen Stimmung sie für ihn sey, so eilte er herbei, ihr mit allen Zeichen der heftigsten Leidenschaft, die jedoch stets in den Schranken des Anstandes und der Ehrerbietung blieb, seinen Dank abzustatten. Desto

mehr erstaunte er aber, als er erfuhr, daß Leonore die Hand ihres Vetters ausschlug, denn er kannte die Ursache nicht; indessen bekümmerte er sich weiter nicht darum, da seine eigenen Angelegenheiten, sein nahe bevorstehendes Glück, alle seine Gedanken und Empfindungen in Anspruch nahmen. Er beschäftigte sich sowohl mit den Vorbereitungen zu seiner Vermählung, die ohne Pracht in Juliens Hause gefeiert werden sollte. Hierauf benachrichtigte er den Baron von dem Erfolg seiner Schritte, und ladete ihn aufs dringendste ein, der heiligen Ceremonie, welche ihn auf den Gipfel seiner Wünsche erheben sollte, beizuwohnen. Dieselbe Einladung erhielt der Pfarrer Gutmann und seine Familie, welche fast zu gleicher Zeit mit dem Baron in Juliens Wohnort eintrafen.

Der feierliche Tag rückte immer näher; er brach endlich an, und alle, welche Theil am Feste nehmen sollten, waren schon mit der aufgehenden Sonne auf den Beinen. Der Graf selbst war nicht der Letzte; er erschien, als seine Braut sich kaum den weiblichen, mit ihrem Schmuck beschäftigten Händen entrissen hatte, und war vor Bewunderung fast außer sich. Noch nie hatte er sie so hinreißend gesehen; sie schien die Göttin der Schönheit selbst zu seyn. Eine Mischung von Schaamhaftigkeit und Vergnügen gab ihrem ganzen Gesichte einen so bezaubernden Ausdruck, daß es unmöglich war, sie gleichgültig anzusehen. Ach, wie glücklich fühlte sich Leonore! Wie glücklich! — Ihre Mutter blickte sie mit einer so leidenschaftlichen Zärtlichkeit an! . . . . Sie schien sagen zu

wollen: Noch einige Augenblicke, und ich werde Dein Glück auf immer begründet haben.

Der Graf ergriff Juliens Hand, und drückte sie voll Entzücken an seine Lippen. „Endlich,“ rief er voll Leidenschaft aus, „ist der glückliche Augenblick gekommen, der mich auf ewig mit der Frau verbinden soll, welche ich unter Allen allein jemals geliebt und wirklich hochgeachtet habe. Ja, theure Julie,“ fuhr er im höchsten Feuer fort, „nur Sie haben mich die wahre Liebe kennen gelehrt, jene reine und zarte Liebe, welche allein dauerhaft ist und unser Glück befestigen kann! — Ihre himmlische Tugend hat auch mich gereinigt, und mich endlich Ihrer würdig gemacht! — Ach, möchten alle Frauen Ihnen gleichen! — Wahrlich, durch die Frauen würden auch die Männer besser wer-

den, und die Frauen würden dann den Männern immer theuer und achtungswürdig bleiben! — Doch, Geliebte, kommen Sie jetzt, und zögern Sie keinen Augenblick länger, mich zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen."

Julie antwortete nicht; ihre innere Bewegung war zu heftig. Jeder der Anwesenden bot jetzt einer Dame seinen Arm, und man begab sich nach der Kirche; bald darauf begann der Geistliche die Ceremonie. Sich an den Grafen wendend, fragte er, ob er die hier gegenwärtige Julie von Dielitz, Wittwe des Herrn von Belling, zu seiner rechtmäßigen Gemahlin nehmen wolle? Das unwiderrufliche Ja sollte eben ausgesprochen werden, als sich plötzlich ein ehrwürdiger Greis, sich mit Gewalt durch die Umstehenden

hindurch drängend, zwischen die beiden Brautleute stürzte, und mit einer fürchterlichen Stimme ausrief: „Im Namen der göttlichen und menschlichen Gerechtigkeit widersetze ich mich dieser Verbindung!“

Bei diesen Worten erhoben alle Anwesenden einen Schrei des Erstaunens und Entsetzens, während der Graf den Fremden wüthend beim Arm ergriff. Aber dieser zeigte ihm ganz ruhig mit der andern Hand eine Frau, welche auf einer nur wenige Schritte entfernten Bank saß, und so kalt und unbeweglich wie eine Statue zu seyn schien.

Der Graf achtete nur wenig auf diese Bewegung des Alten; da er jetzt seine Augen auf Julien richtete, und sie in Ohnmacht fallen sah, ließ er den Arm des Fremden los, und eilte ihr zu Hülfe.

Aber die Freunde der schönen Wittwe hatten sie bereits in ihren Armen aufgefangen, und trugen sie, alles Bewußtseyns beraubt, aus der Kirche nach ihrer Wohnung.

Kaum hatte die arme Julie sich wieder ein wenig erholt, so erschien auch der Greis, welcher so viel Verwirrung angerichtet hatte, und führte dieselbe Frau am Arme mit sich, die man schon in der Kirche bemerkt hatte. „Ich erscheine hier,“ sagte er, „um von den Bewegungsgünden Rechenschaft zu geben, welche mich zu einem so außerordentlichen Betragen gezwuugen haben, das ohne Zweifel Ihr ganzes Mißfallen erregt hat.“

Er schwieg einige Zeit lang, und Niemand antwortete ihm. Aber der Graf, anstatt sich die Festigkeit zu erhalten, welche er anfangs in der Kirche gezeigt hatte, und

anstatt auf die nähere Erklärung des Fremden zu dringen, schien sie vielmehr vermeiden zu wollen. Ein böses Gewissen wird bei der kleinsten Veranlassung beunruhigt, und obgleich er den Greis nicht wieder erkannte, so war doch der Anblick seiner Begleiterin wie ein Blitzstrahl in seine Seele gefahren. Jetzt sollte seine Schande vollkommen aufgedeckt werden, als der furchtlose Greis von Neuem das Wort nahm, indem er dem Grafen die halb ohnmächtige Fremde zeigte.

„Hier, treuloser Bösewicht! blicke her! Erkennst Du ihre Züge? Sieh! ist dieß nicht Deine Gemahlin? Deine unschuldige, tugendhafte und schreckliche mißhandelte Gemahlin? Sprich, Ungeheuer von Grausamkeit, erkennst Du die Unglückliche, die zu viel auf Deine Ehre, auf Deine falsche Zärt-

lichkeit vertraute, und die Du hierauf mit teuflischer List einem Seelenverkäufer in die Hände spieltest? Erkennst Du sie, die vor dem Altare Deine rechtmäßige Gemahlin wurde, der Du ewige Liebe und Treue geschworen hast, und die Du dann gefühllos in den Abgrund des tiefsten menschlichen Elends schleudertest? Ja, sie ist es, die zur Belohnung für ihre Liebe zu Dir ihre Jugend unter den Qualen der Verzweiflung hingebracht hat, bis der Himmel wie durch ein Wunder meine Schritte ihr entgegen leitete, um sie zu retten, zu rächen und Dich darnieder zu schmettern! — Aber, großer Gott! Auch ich war ein Verbrecher! O, möchte doch mein Geständniß und meine aufrichtige Reue mir die Barmherzigkeit des Himmels verdienen! . .“

Bei diesen Worten hielt er abermals inne, während der Graf unbeweglich, den Kopf in seine Hand gestützt, nichts zu hören und nichts zu sehen schien, die übrige Gesellschaft aber, vor Erstaunen und Abscheu stumm, die Fortsetzung der Erzählung erwartete. Nach einigen Minuten fuhr der Greis folgendermaßen fort.

Achtes Kapitel.

„Ich war einst Haushofmeister bei dem Vater dieses Bösewichts; er zittere jetzt vor mir, zermalmt unter dem Gewicht seiner Schaam und der allgemeinen Verachtung. Er war der einzige Erbe meines Herrn, welcher damals aber noch nicht der Besitzer des Schlosses Hasselstein war. Der alte Graf von Hasselstein, das Haupt der ganzen Familie, hatte sich nämlich noch in seinen spätern Jahren mit einer jungen liebenswürdigen Dame vermählt, nachdem er seine frühere Lebenszeit mit seiner ersten unerträglichen

Gemahlin qualvoll zugebracht, welche aber glücklicherweise endlich, ohne ihm Kinder zu hinterlassen, gestorben war. Seine zweite Heirath versprach ihm alles Glück, dessen ein Mensch auf Erden nur immer fähig ist; aber ach! er genoß nur einen kurzen Anfang dieses Glücks. Schon nach zwei Jahren starb der alte Graf, und ließ seine junge liebenswürdige Gemahlin als Wittwe und Mutter eines kleinen Töchterchens zurück, das so schön war, als der Tag. Sie beweinte den Verlust ihres geliebten Gemahls aufrichtig, und überließ sich ganz ihrem Schmerze; dieß gab meinem Herrn, der der nächste Verwandte des verstorbenen Grafen war, einen Vorwand, die trostlose Wittwe zu bitten, sich zu ihm zu begeben, damit sie durch Zerstreuungen eini=

germaßen Herrin über ihren tiefen Kummer werden möchte.

Sie folgte der Einladung, und wohnte einige Zeit auf dem Schlosse meines Herrn, der nun bald Mittel fand, sie auf ewig von ihrem Schmerze zu heilen. Denn eines Abends, kurz nach dem Essen, wurde die liebenswürdige Wittwe plötzlich von so heftigen Krämpfen befallen, daß sie schon bei dem nächsten Aufgange der Sonne nicht mehr am Leben war! . . . Jetzt war noch die arme kleine Waise übrig; aber sie ward zu einem ähnlichen Schicksal bestimmt. Ich erhielt den fürchterlichen Auftrag von meinem Herrn, sie ums Leben zu bringen . . . und ich hatte dieses Geschäft auch wirklich übernommen. Allein das unschuldige Geschöpf erregte das Mitleiden in meinem Her=

zen; ich schauderte vor meiner vorhabenden That, und beschloß, sie nicht zu begehen. Zugleich eröffnete mir der gnädige Himmel ein Mittel, die rechtmäßige Erbin des Grafen von Hasselstein ihren Henkern zu entziehen. Eine Dame in der Nachbarschaft, die ich sehr gut kannte, und auf welche ich rechnen konnte, die Wittwe eines vor kurzer Zeit in ziemlich armseligen Umständen gestorbenen Edelmanns, hatte eben durch den Tod eine kleine Tochter verloren, welche in demselben Alter war, wie die Erbin von Hasselstein. Ich machte sogleich von diesem glücklichen Umstande Gebrauch, empfahl ihr das tiefste Stillschweigen, und nahm das todte Kind an der Stelle dessen, welches ich retten wollte, mit mir. Seine verzerrten Züge täuschten meinen Herrn, und

Alles gelang so gut ich es nur immer wünschen konnte.

Mein Herr war nun der einzige Erbe des Schlosses Hasselstein und der dazu gehörigen reichen Güter; er nahm die ungeheure Erbschaft ruhig in Besitz. Auch mein Vermögen wuchs jetzt rasch und beträchtlich an, wozu mir die gezwungene Freigebigkeit meines Herrn behülflich war; denn ich wußte, daß er selbst das Gift für die arme Wittwe des Grafen Hasselstein gemischt hatte; und er hielt sich außerdem noch zur Erkenntlichkeit gegen mich verpflichtet, da er in der Meinung stand, daß ich seinen Auftrag in Absicht des Kindes erfüllt hätte. Indessen wuchs zu meiner Beruhigung dieses Opfer der schändlichsten Habsucht immer mehr heran, und Jedermann hielt die Erbin von Hassel=

stein für die Tochter jener Edeldame, welche übrigens das Geheimniß ihrer Geburt ebenfalls nicht kannte.

Mehrere Jahre waren bereits verflossen; ich war ein reicher Mann geworden, und fing nun an, die Süßigkeiten des Lebens recht zu genießen, als der Graf mir den Auftrag gab, für ihn einige wichtige Geschäfte in Frankreich abzumachen. Eine solche Reise stimmte sehr mit meinen Neigungen überein, und ich trat sie also höchst vergnügt an; allein kaum in Paris angekommen, ward ich plötzlich auf Befehl des Hofes in Verhaft genommen, und nach der Bastille gebracht. — Ich weiß nicht, ob man mich für einen Andern hielt, oder ob diese Maaßregel wirklich mir selbst galt; bis jetzt habe ich eine Ursache dazu weder erfah-

ren, noch errathen können; genug, ich war nun ein Gefang ner, und schmachtete zwölf Jahre lang in einem grausenvollen Kerker.

Eines Tages ward ich plötzlich durch einen ungeheuren Lärmen erschreckt; ein Donner erfolgte, wodurch das ganze Gebäude bis in seine Grundfesten erschüttert wurde. Ich glaubte anfangs, daß man irgendwo eine Mine gesprengt habe; da aber das Krachen mit gleichmäßiger Heftigkeit immer noch fortdauerte, so begriff ich bald, daß es von einem starken Kanonen- und kleinen Gewehrfeuer herrühren müsse, welches die Erde erzittern machte, und bis in meinen Kerker drang. Die Hoffnung war jetzt das erste Gefühl, das sich meiner bemächtigte; denn ich hatte in meiner Lage nichts mehr zu fürchten, aber Alles zu hoffen. Ich fing

daher an, hundert verschiedene Vermuthungen zu bilden; bald glaubte ich, daß die Stadt belagert werde, und erfreute mich schon bei der Vorstellung, daß der Feind sie vielleicht erobern könnte, und dann ohne Zweifel die Gefangenen, welche Ausländer waren, befreien würde; bald glaubte ich wieder, daß vielleicht unter den französischen Prinzen irgend eine Uneinigkeit ausgebrochen sey, und daß sie jetzt um die Erhaltung des Thrones kämpften. Aber mitten in meinen Vermuthungen ward ich durch den Zusammensturz eines Theils des über meinem Kerker befindlichen Gebäudes unterbrochen. — Jetzt verschwand alle meine Hoffnung, denn ich bildete mir ein, daß man die Absicht habe, sich mit einem Male der ungeheuren Anzahl von Gefangenen entledigen zu wollen, welche in der Bastille befindlich waren.

Bald nachher drangen rauhe Stimmen, das Geschrei wüthender, rasender Menschen, in mein Ohr; ich erstarrte fast vor Schrecken, und schwebte immer noch zwischen Furcht und Hoffnung; denn ich wußte nicht mehr was ich denken sollte, und ich war weit entfernt, die Wahrheit zu errathen. Das Geschrei verdoppelte sich, und dauerte ohne Unterbrechung fort; endlich hörte ich Tritte vor der Thür meines Gefängnisses. Mit wenigen Hieben schwerer Aexte ward die Thür zertrümmert, und mehrere Männer, entstellt in ihren Gesichtszügen von der ungeheuren Wuth, die sie beseelte, von dem Pulver, womit sie geschwärzt waren, von dem Blute, das sie bespritzt hatte, traten ein; ihre Kopfbedeckung bestand in rothen Mützen, ihre Waffen in Säbeln und Pi-

stolen. Sie ergriffen mich, und führten mich wie im Triumphe davon, indem sie mir befahlen, Es lebe die Nation! Es lebe die Freiheit! zu rufen.

Ich ward in einen großen Hof geführt, wo bereits eine bedeutende Anzahl so eben befreiter Gefangener befindlich war. Allenthalben erschallten Freiheitslieder, und auf einer hohen Stange sah ich den Kopf des Gouverneurs der Bastille umhertragen, während die Erde um mich her mit Todten und Sterbenden bedeckt war. Nachdem ich hier noch eine lange Zeit hindurch die schrecklichsten Gräuel mit angesehen hatte, wurde auch das Schicksal der befreiten Gefangenen vorläufig dahin entschieden, daß sie unter die Freiheitsmänner zur Aufnahme in deren Wohnungen vertheilt wurden.

„Wer bist Du?“ redete mich der Mann mit der rothen Mütze an, dem ich zugetheilt war, als wir in seiner Behausung angekommen waren, wo uns sogleich eine Frau, mit einer großen dreifarbigen Kokarde geschmückt, jubelnd entgegen eilte. „Wer bist Du, und weshalb hat man Dich in die Bastille gesteckt?“ — „Ich bin ein Deutscher,“ antwortete ich; „seit zwölf Jahren habe ich im Kerker geschmachtet, ohne daß mir bis jetzt die Ursache davon bekannt ist.“ — „Wohl!“ sagte der Mann mit der rothen Mütze; „also bist Du ein Schlachtopfer der Tyrannei, und wirst zur Dankbarkeit für Deine Befreiung gewiß mit den braven Sansculottes gemeine Sache machen, nicht wahr?“ —

Ich antwortete durch ein Zeichen des Kopfes, denn ich wußte nicht recht, was er

sagen wollte; indessen war jetzt mein sehnlichster Wunsch, mein Vaterland wieder zu sehen, und in die Arme meiner Frau und meiner Tochter zu fliegen; ich erklärte mich ganz offenherzig darüber. Der Mann mit der rothen Mütze hatte mich einmal unter seinen Schutz genommen, und obgleich es sehr schwer war, einen Paß nach dem Auslande zu erhalten, so versprach er mir dennoch, diesen meinen gerechten Wunsch zu erfüllen. Schon am folgenden Tage erhielt ich wirklich durch seine Vermittelung einen Paß und Reisegeld; ich machte mich sogleich auf den Weg, und kam ohne Aufenthalt über den Rhein nach Deutschland zurück. Aber ach! jetzt sollte mein Unglück erst noch angehen! —

Je näher ich dem Orte kam, wo ich Frau und Kind zurückgelassen hatte, desto

lauter schlug mein Herz der süßen Hoffnung, sie bald zu umarmen, entgegen. Endlich erblickte ich das Haus; ich eilte mit Entzükken darauf zu . . . . Aber, o Gott! keine Spur war mehr von ihnen vorhanden! . . . Vergebens erkundigte ich mich bei den jetzigen Hausbewohnern, die mir gänzlich unbekannt waren; alles, was sie mir sagen konnten, war, daß meine Tochter, kaum funfzehn Jahre alt, von einem schändlichen Wüstling verführt und entführt worden sey, dessen Name mir aber Niemand nennen konnte. Seit der Zeit habe man nichts weiter von ihr gehört, und ihre Mutter sey vor Kummer gestorben. — Zu gleicher Zeit erfuhr ich, daß ein entfernter Verwandter sich nach dem Tode meiner Frau in dem Besitz meines ganzen Vermögens gesetzt, es aber auch

binnen kurzer Zeit durchgebracht hatte, und jetzt so weit zurückgekommen sey, sein Brod vor den Thüren mildthätiger Menschen zu betteln. So war mir also Frau, Kind, Vermögen, Alles auf Einmal geraubt. Sollte ich jetzt die Wiedererlangung meiner Freiheit beweinen oder mich ihrer freuen? —

Ich beschloß endlich, mich nach dem Schlosse Hasselstein zu begeben; aber hier erwartete mich neues Erstaunen. Mein Herr und seine Gemahlin waren schon lange todt; sie hatten nicht lange den Preis ihrer Verbrechen genossen; ihr einziger Sohn war auf einer Reise durch die Länder Europa's abwesend, und ich konnte schlechterdings seinen jetzigen Aufenthalt nicht erfahren. Jetzt fiel mir endlich die interessante Waise ein, und ich eilte, Nachrichten von ihr einzuziehen;

aber ihre würdige Pflegemutter war ebenfalls gestorben, und Julie von Dielitz (diesen Namen führte die Waise, weil sie von Jedermann für die Tochter der Frau von Dielitz gehalten wurde), hatte sich bereits mit einem jungen Edelmann, dem Herrn von Belling, vermählt."

Bei diesen Worten des Erzählers konnte Julie einen unwillkührlichen Schrei nicht unterdrucken; ihre Freunde bezeigten ihr das höchste Erstaunen über diese außerordentlichen Aufklärungen; aber der Greis bat, ihn noch einige Augenblicke anzuhören, und fuhr fort, auf Julien zeigend: „Ja, ich betheure es, dieß ist die edle und rechtmäßige Erbin der Familie von Hasselstein."

Die Verwirrung desjenigen, welcher unrechtmäßigerweise jetzt der Besitzer der Has-

felsteinschen Güter war, stieg auf den höchsten Gipfel; jedoch zwang er sich, äußerlich ruhig zu scheinen, und die weitere Erzählung mit seiner bisherigen Unbeweglichkeit anzuhören.

„Als ich mich überzeugt hatte," fuhr der Intendant fort, „daß Frau von Belling die glücklichste der Frauen und Mütter sey, glaubte ich, ihre Ruhe durch die Enthüllung des Geheimnisses ihrer Geburt nicht stören zu dürfen, und verließ daher, ohne mich irgend Jemandem zu erkennen zu geben, mein Vaterland. Der Zufall führte mich nach Hamburg, wo ich einen reichen Kolonisten aus Westindien kennen lernte, der mir den Vorschlag machte, mit ihm dorthin zu reisen. Ohne Zögern nahm ich dieses Anerbieten an; ich hatte bald das Glück, meinem neuen Be-

schützer außerordentlich zu gefallen, und erwarb mir sein volles Zutrauen. Er war der einzige Freund und Tröster, den ich noch auf der Welt besaß; aber auch ihn ließ mir das Schicksal nicht lange. Eine plötzliche Krankheit raffte ihn in kurzer Zeit hinweg; da er indessen keine nahen Verwandten hinterließ, so setzte er mich noch kurz vor seinem Tode zu seinem Erben ein, und so war ich nun einer der reichsten Kolonisten in Westindien.

Ich hatte wiederum mehrere Jahre in Ruhe verlebt, als ich eines Tages bei einem Spaziergange nach den nahe gelegenen Pflanzungen eine Sklavin erblickte, welche meine ganze Aufmerksamkeit auf sich zog. Obgleich diese Frau von der Sonne ganz verbrannt war, so daß sie einer Mulattin glich, so schien sie mir doch ursprünglich weiß gewesen zu

seyn. Ein mir unerklärliches Gefühl zog mich zu ihr hin; ich befragte sie, und mein Mitleiden wurde noch größer, als ich hörte, daß sie nicht nur eine Europäerin, sondern sogar eine Deutsche sey. Ohne sie weiter auszufragen, eilte ich sogleich zu ihrem Herrn, und bat ihn, mir diese Sklavin zu verkaufen; er willigte ein, und ich führte sie sogleich in meine Wohnung.

Hier erkundigte ich mich näher nach ihren früheren Schicksalen; aber wer begreift wohl mein Erstaunen, als ich aus ihrer Erzählung bald die Gewißheit erlangte, daß diese unglückliche Sklavin meine innig geliebte Tochter, meine Betty sey, welche mir schon so viel Thränen gekostet hatte, und die ich auf immer verloren zu haben glaubte. Nur mit Mühe erhielt ich es von

ihr, daß sie mir ihr ganzes Schicksal erzählte; sie machte mich endlich mit der schändlichsten aller Abscheulichkeiten, die man gegen sie begangen hatte, bekannt! . . . O! der verruchte Bösewicht! Er zittere jetzt vor der verdienten Strafe!“

Bei diesen Worten warf der Greis seine flammenden Augen auf den Grafen; diesem war es unmöglich, seinen Blick zu ertragen. Seine ganze Kühnheit verließ ihn jetzt, und ohne nur einen Versuch zu machen, sich zu rechtfertigen, stürzte er voller Schrecken aus dem Zimmer.

„Ja!“ schrie der Greis, „der Verruchte hat Ursache, den darniederschmetternden Anblick seines Schlachtopfers zu fliehen, das er wahrscheinlich nicht mehr am Leben wähnte, und das jetzt aus dem Grabe emporzusteigen

scheint, ihn zu verderben! So erfahren Sie denn," fuhr er heftig fort, „daß der Graf, nachdem er vergebens alle Mittel angewandt hatte, meine Tochter zu verführen, ihr den Vorschlag that, sich heimlich mit ihr zu vermählen. Meine Tochter hatte die Schwachheit, diesen Vorschlag anzunehmen; so ward sie seine rechtmäßige Gemahlin, und auch bald die Mutter eines Sohnes! —

So lange die Eltern des Grafen noch lebten, hatte er einen hinreichenden Vorwand, seine Ehe geheim zu halten; als er aber Herr seiner Handlungen geworden war, und meine Tochter nun in ihn drang, sie öffentlich als seine Gemahlin zu erklären, da beschloß das Ungeheuer, sich ihrer zu entledigen. Er entführte sie des Nachts plötzlich aus ihrer Wohnung, brachte sie nach Ham-

burg, wo sie sogleich einem Seelenverkäufer übergeben und eingeschifft ward, und überließ sie nun als Sklavin unter einem fernen, brennenden Himmel ihrem schrecklichen Schicksal. Ihr Sohn, von welchem man sie ohne Mitleid getrennt hatte, wurde anfangs bei einer niedrigen Weibsperson in Kost gegeben; hier erkannte ihn aber die frühere Amme des Kindes, und nahm ihn aus Zärtlichkeit zu sich, ohne das Geringste für seine Ernährung und Erziehung zu verlangen. Sie hielt es übrigens für das Klügste, seine Herkunft gänzlich zu verschweigen, und um das Kind allen ferneren Nachforschungen seines unnatürlichen Vaters zu entziehen, begab sie sich mit ihm in eine entferntere Gegend, wo sie es in der Religion, Moral und Ausübung der Tugend unterrichtete.

Der glücklichste Zufall, oder vielmehr eine gütige Vorsehung hat uns ganz unverhofft diesen Sohn wieder finden lassen. Als wir nämlich auf der Reise nach dem Schlosse des Barons von Herstall begriffen waren, wo, wie man uns versichert hatte, die Vermählung des Grafen von Hasselstein gefeiert werden sollte, brach unfern einer sehr angenehm gelegenen Hütte ein Rad an unserm Wagen. Wir traten daher, bis ein neues Rad herbeigeschafft worden war, in die Hütte ein, wo wir nur eine alte Frau fanden, welche uns schon bis an die Thür entgegen kam. Sie erkannte uns durchaus nicht; aber kaum hatte meine Tochter sie eine Minute lang angesehen, so nannte sie sie beim Namen. Die Alte erstaunte, blickte meine Tochter nun ebenfalls aufmerksam an, und rief dann aus:

„Heilige Mutter Gottes! Ist es kein Traum? Sind Sie es wirklich? O Gott! wer hat es Ihnen denn gesagt, daß ich Ihren Sohn gerettet habe?“

„Gerechter Himmel!“ rief Betty aus, „was sprichst Du da von meinem Sohne! Wie? Du hättest Dich seiner angenommen? Er lebt noch! O, ich bitte Dich, wo ist er? Laß mich ihn sogleich umarmen!“

Jetzt erzählte uns die gute Amme, wie sie sich des Kindes angenommen habe, und fügte hinzu: da sie dem Knaben nicht die mit seiner Geburt übereinstimmende Erziehung habe geben können, so sey es wenigstens ihre Hauptsorge gewesen, ihm Liebe zur Arbeit und Ehrgefühl einzuflößen; übrigens habe ihn auch schon sein natürlicher Stolz von den Sitten, und selbst von den Vergnü-

gungen der übrigen jungen Bauern stets entfernt gehalten, so daß er immer durch seinen edlen Anstand und sein feines Betragen ausgezeichnet gewesen sey. — „Er ist jetzt," schloß sie ihre Erzählung, „als Gärtner bei dem Herrn Baron von Herstall angestellt." —

Wir wollten jetzt weder noch etwas Mehreres hören, noch uns eine Minute länger aufhalten, und da unser Wagen wieder hergestellt war, so eilten wir dem Schlosse des Barons zu. Wir brauchten unsern liebenswürdigen Heinrich nicht lange zu suchen; anfangs entdeckten wir uns ihm nicht, und ich überzeugte mich durch die Fragen, die ich an ihn richtete, daß er sich weder seiner Armuth schämte, noch stolz auf seine Vorzüge und Tugenden war. Zwar hat eine glänzende Erziehung seinen Geist nicht ausgebil-

det, allein die Natur hat ihn mit ihren kostbarsten Gaben beschenkt, so daß es nur weniger Mühe und Kunst bedürfen wird, aus ihm einen der vollkommensten Jünglinge seines wahren Standes zu machen. Das Laster hat sein Herz noch nicht befleckt, und mein Herz sagt es mir, wir werden noch die höchste Freude an unserm Heinrich erleben, an unserm Heinrich, dem tugendhaften Sohne eines schändlichen und grausamen Vaters."

Neuntes Kapitel.

Der Greis hätte seine Lobeserhebungen noch lange Zeit fortsetzen können, ohne daß es einem der Zuhörer eingefallen wäre, ihn zu unterbrechen; so sehr hatte der letzte Theil seiner Erzählung Jedermann in Bewunderung und Erstaunen versetzt. Julie konnte sich kaum noch fassen, und was Leonoren betrifft, so kam jetzt an sie die Reihe, zu erröthen. Sobald dieses liebenswürdige Mädchen inne ward, daß der Jüngling, von welchem der fremde Greis sprach, kein anderer sey, als eben der Heinrich, welcher, ohne daß sie es selbst bis

jetzt wußte, ihr Herz bereits so lebhaft gerührt hatte, färbten sich ihre Wangen mit dem schönsten Inkarnat, und Thränen entschlüpften ihren Augen, ungeachtet ihrer Anstrengungen, sie zurück zu halten. Aber als sie hierauf furchtsam einen Blick auf ihre Mutter warf, bemerkte sie, daß auch diese sich bei der Vorstellung von den Leiden der unglücklichen Betty in Thränen badete, und bei dem Gedanken an den Sohn derselben, dessen Anstand und Geist sie schon früher bewundert hatte, als sie noch weit entfernt war, zu vermuthen, wem er angehörte.

Als der Greis seine Erzählung beendigt hatte, erfolgte ein ziemlich langes Stillschweigen, ehe sich die Zuhörer wieder allmählig erholen konnten. Endlich fing man an, sich zu berathschlagen, was jetzt zu thun sey, als

ein Bediente eintrat, und dem Baron ein an ihn gerichtetes Schreiben übergab. Nachdem er es mit den Augen überflogen, las er mit lauter Stimme Folgendes vor:

„Der Graf von Hasselstein bittet Herrn „Gutmann, sich näher von den Rechten der „Frau von Belling auf die Besitzungen sei„ner Familie zu überzeugen. Wenn sie ge„gründet sind, so ist der Graf von Hassel„stein bereit, ihr zu überlassen, was er ohne „genauere Prüfung und Untersuchung keinem „Andern überlassen würde; doch verlangt er, „daß durchaus kein feindseliger Schritt ge„gen ihn geschehe, er sey von welcher Art er „nur immer wolle. Unter dieser Bedingung „willigt er ein, von diesem Augenblick an „die Hälfte seiner Einkünfte abzutreten, um „sie unter Frau von Belling und Betty

„Wimmer, seine Gemahlin, zu vertheilen.
„Zu gleicher Zeit wird er eine Schenkungs-
„Urkunde ausfertigen, nach welcher sein
„sämmtliches Vermögen nach seinem Tode
„unter seinem Sohne, dem jungen Heinrich
„und Frau von Billing vertheilt werden
„sollen. Der Graf von Hasselstein erwartet
„nur eine Antwort auf diese seine Vorschläge,
„um dann sogleich Deutschland zu verlassen,
„und sein unglückliches Leben in fremden
„Gegenden zu enden, weit entfernt von de-
„nen, die er zu sehr beleidigt hat, um sie
„je wieder zu sehen, und denen er nicht ent-
„sagen kann, ohne zu sterben."

Wimmer, der mit Recht erzürnte Vater der traurigen Betty, verwarf anfangs diese Vorschläge gänzlich, und bestand auf eine völlige Genugthuung und öffentliche Anklage

des Grafen. Aber der Baron und der Pfarrer Gutmann, welche die Sache mit mehr Kaltblütigkeit überlegten, urtheilten ganz anders, und empfahlen die Annahme dieser Vorschläge. Die sanfte und nachsichtsvolle Julie erklärte ihrerseits sogleich, daß sie es zufrieden sey, und die furchtsame Betty folgte ihrem Beispiel. Mit Beiden vereinigte auch Leonore ihre Bitten, um den erzürnten Greis zu überreden, und sie erlangten es endlich wirklich von ihm, daß er seinen Vorsatz aufgab, den Grafen öffentlich anzuklagen und zu entehren, in Rücksicht auf die Bande des Bluts, durch welche sie mit vereinigt waren, obgleich er selbst diese Bande mit so vieler Grausamkeit gänzlich verkannt hatte. Wimmer ward besonders durch die Vorstellung Juliens bestimmt,

welche ihm bemerklich machte, wie schwer es vielleicht seyn möchte, seine Rechte vor Gericht geltend zu machen, und wie sehr sich eine Sache dieser Art in die Länge ziehen könnte. Kurz, man nahm endlich einstimmig die Vorschläge des Grafen an, und Gutmann erbot sich, ihm die Antwort bekannt zu machen, und mit ihm Alles, was hierbei noch nöthig war, aufs Reine zu bringen. Die Urkunden waren bald ausgefertigt. Unter anderm ward darin auch festgesetzt, daß Frau von Belling und die Gräfin Hasselstein ein gleiches Recht haben sollten, das Schloß Hasselstein zu bewohnen; aber die liebenswürdige Wittwe liebte ihre frühere reizende Wohnung zu sehr, um sie nicht den prächtigen Gemächern auf dem Schlosse vorzuziehen; denn jetzt fürchtete sie nicht mehr, daß

sich jene Begebenheiten erneuern möchten, welche sie gezwungen hatten, ihre Hütte zu verlassen; sie war überzeugt, daß die Gespenster, welche damals ihre Rolle dort gespielt hatten, jetzt an nichts weniger dachten, als ihre phantasmagorischen Vorstellungen zu erneuern.

Sobald sie die sichere Nachricht erhalten hatten, daß der Graf Deutschland verlassen habe, trat die ganze Gesellschaft die Reise nach dem Schlosse Hasselstein an. Der edle und gefühlvolle Heinrich traf in dem Augenblicke zu ihnen, als sie im Begriff waren, in die Wagen zu steigen, und seine Gegenwart machte die Freude Aller vollkommen. Leonore bebte und erröthete, als sie ihn erblickte; Beide begegneten sich mit ihren Augen, und geriethen in die größte Verwir-

rung; denn es zeigte sich ihnen im Stillen die süßeste Hoffnung mit allen ihren Reizen, und indem sie sich selbst im Geheimen die Leidenschaft gestanden, die sie für einander empfanden, wurden sie mit einer so großen Menge neuer und wonniger Gefühle bekannt, daß sie kaum im Stande waren, dieselben in sich zu verschließen. Sie sagten sich zwar kein Wort davon; aber dennoch erriethen sie einander vollkommen.

Die Reise wurde anfangs ohne Aufenthalt fortgesetzt; die ganze Gesellschaft vergaß bei ihrer jetzigen Glückseligkeit die früher überstandenen Leiden, und schon näherten sie sich unter laut schallender Freude dem Schlosse des Barons von Herstall, als diese Freude plötzlich durch eine unerwartete Begebenheit gestört ward. Dicht neben der Landstraße

fiel nämlich ein Schuß, welchem gleich darauf ein zweiter folgte. Sowohl die Wagen, in welchen die Damen befindlich waren, als auch die sie begleitenden Reiter, hielten sogleich still, theils erschrocken, theils neugierig über die Ursache dieser beiden Schüsse.

Der Baron, wie durch eine Ahnung angetrieben, ritt zuerst nach dem Orte hin, wo die beiden Schüsse gefallen waren; Gutmann und der junge Heinrich folgten ihm. Aber kaum waren sie einige Schritte weit in das Gebüsch vorgedrungen, welches an den Park bei dem Schlosse des Barons grenzte, so rief ihr Geschrei den alten Wimmer und die Damen aus den Wagen ebenfalls herbei. Sie liefen voller Schrecken nach dem Schauplatz, wo ihrer ein wahrlich unerwarteter Anblick harrte. Auf der einen Seite lag ein Mann,

in seinem Blute schwimmend, auf der Erde, und schien todt zu seyn; auf der andern Seite lag eine Frau, verwundet und ohne Bewußtseyn; zwischen beiden stand der junge Baron von Herstall, in einem stummen und dumpfen Hinbrüten verloren, in der einen Hand noch sein Pistol haltend.

Ueberraschung und Abscheu machten eine Zeit lang alle Zuschauer zu unbeweglichen Statüen, und vorzüglich hart mußte der Baron getroffen werden, da er seinen Sohn in einer so seltsamen und außerordentlichen Lage fand. Der Pfarrer Gutmann war der erste, welcher seine Kaltblütigkeit wieder erlangte; er näherte sich dem Verwundeten, um ihm beizustehen; aber kaum hatte er die Augen auf seine Gesichtszüge geworfen, so erkannte er auch sogleich, zu seinem großen Erstaunen,

in ihm den Herrn von Werner, den Freund des Grafen von Hasselstein. Julie und Leonore, von ihren Freundinnen unterstützt, beschäftigten sich mit der verwundeten Frau, welche durchaus kein Zeichen des Lebens von sich gab. Leonore betrachtete sie aufmerksamer, da ihre Gesichtszüge ihr nicht unbekannt waren; plötzlich erinnerte sie sich der verlassenen Geliebten, der sie in dem Park des Barons begegnet war, und sie zweifelte nun nicht länger, daß sie es selbst sey, welche sie hier vor sich sahe.

Während dieser Zeit suchte der Baron von seinem Sohne herauszubringen, auf welche Weise er zu dieser tragischen Begebenheit gekommen sey, aber der Jüngling konnte weder hören noch sprechen. Jetzt öffnete Werner seine Augen, und blickte die Umstehen-

den, wie aus einem Traume erwachend, an; hierauf wandte er sich an den Pfarrer, welcher ihn unterstützte, mit den Worten: „Mein Gott! sagen Sie mir doch, was sehe ich hier? Giebt es denn zwei Leonoren? .. Ach, möchte es der Himmel wollen; dann würde doch vielleicht eine von beiden meine Liebe erwidern! .. Doch, was sage ich? . . . Ich sterbe! . .“ Wirklich fiel er auch in eine lange Ohnmacht zurück, und während der Pfarrer, Wimmer und der junge Heinrich ihn ins Leben zurück zu bringen suchten, trug sich eine andere Scene mit der Fremden zu, welche dicht unter der Schulter durch eine Kugel verwundet war. Die Bemühungen unserer gefühlvollen reisenden Damen hatten sie endlich wieder zum Bewußtseyn gebracht, und sobald sie nur ein Wort hervorbringen konnte, dankte sie

ihnen, und beschwor sie, sie jetzt ruhig sterben zu lassen.

„Haben Sie Mitleid mit mir," sagte sie, „und zwingen sie mich nicht, noch länger zu leben; denn es ist unmöglich, daß ich je süßere Empfindungen und angenehmere Erinnerungen mit ins Grab nehmen kann, als jetzt. O nein, nein! Jetzt bin ich nicht mehr unglücklich, und ich habe meine Vernunft wieder erhalten! — Ich wollte mich an einem Grausamen, an einem Treulosen rächen! Ich glaubte den Muth dazu zu haben; aber in dem Augenblick, wo ich den Todesengel über seinem Haupte schweben sahe, schauderte ich, und fühlte die ganze Gewalt, die er noch über mein Herz besitzt. Ich stürzte auf ihn zu, und fing die Kugel auf, welche für ihn bestimmt war, um ihm das Leben

zu retten! — . . . Jetzt bin ich zufrieden, und wünsche nur, zu sterben!“

Julie und Leonore waren die einzigen, welche etwas von den Worten der jungen Frau verstanden; der Baron war unruhig, und sah seinen Sohn, der sich durch seine Blässe und seine Verwirrung als einen Verbrecher verrieth, ungewiß an. Er kannte sehr gut die junge Frau, welche so eben gesprochen hatte; er wußte, daß sie die Waise eines im letzten Kriege gebliebenen Offiziers sey, dessen Wittwe in der Nachbarschaft wohnte, und nur eine kleine Pension genoß. Eben wollte er seinen Sohn in einem strengen Tone näher ausfragen, als dieser der Stimme seines Gewissens, dem Mitleiden, und vielleicht auch den Gefühlen, die seine Geliebte durch ihre seltene Anhänglichkeit wieder in ihm ge-

weckt hatte, nicht länger widerstehen konnte. Er warf sich ihr zu Füßen, und beschwor sie mit Thränen, ihm sein Unrecht zu verzeihen, und von nun an für ihn und für ihr Kind zu leben. —

Der Baron war bei diesen Worten seines Sohnes wie vom Donner gerührt; aber ehe er sich noch von seiner Ueberraschung erholen konnte, wandte sich der Jüngling an ihn, zeigte ihm die blutende Wunde der gefühlvollen Rosamunde (so hieß die junge Frau), und rief: „Sehen Sie hier dieses Blut, welches die Unschuld vergießt, um ihren Henker zu retten. Ja, mein Vater, ich gestehe es hier vor Ihnen und vor der ganzen Gesellschaft, daß ich der Verführer dieser Unglücklichen bin. Ich habe sie durch falsche Versprechungen getäuscht, und sie nachher

sammt dem Pfande unserer Liebe verlassen; zur Belohnung ihres Vertrauens und ihrer Zärtlichkeit habe ich sie allen Schrecken der Schande und Verzweiflung überliefert! Und wie hat sie sich gerächt? Sie weihte sich dem Tode, um mir das Leben zu retten, und fing das mörderische Blei, das für mich bestimmt war, mit ihrem Körper auf! — Aber wenn es schändlich ist, so wie ich gehandelt zu haben, so ist es auch schön und ehrenvoll, das begangene Unrecht wieder gut zu machen. Lebe! meine theure Rosamunde! Lebe, um meine Gemahlin zu seyn, und Dich durch meine Sorgfalt und Liebe, die nur mit meinem Leben aufhören werden, für die gehabten Schmerzen zu entschädigen.“ —

Bei diesen Worten schien die zärtliche Rosamunde wie neu belebt zu werden, und

ließ es zu, daß ihre Wunde verbunden ward; aber ihre Blicke verweilten unruhig auf dem Vater ihres Liebhabers, welcher tief in Gedanken verloren auf und nieder ging.

Plötzlich hörte man ein leises Schreien, und Rosamunde drehte schnell ihren Kopf herum, wie Jemand, der sich einer vergessenen Sache erinnert. Ihr Geliebter errieth, was sie wollte; er eilte nach dem Orte, wo das Geschrei herkam, und kam sogleich wieder mit einem schönen Kinde auf den Armen zurück, welches er seinem Vater mit den Worten darreichte:

„Sehen Sie hier, mein Vater, Ihren Enkel! Ich bitte Sie, versagen Sie mir Ihre Einwilligung nicht zu der Verbindung, die ich jetzt zu schließen willens bin. Nur dadurch kann ich mir die Achtung der Welt

wieder erwerben, wenn ich diesem Kinde einen Vater gebe. Diejenige, welche ich mir zur Gemahlin erwählt habe, ist zwar nicht reich; aber sie besitzt Tugenden, und sie ist die Tochter eines braven Offiziers. O mein Vater!" fuhr er feurig fort, sich dem Baron zu Füßen werfend, „könnten Sie meine Bitte abschlagen? Könnten Sie dieses junge Weib zum Tode verurtheilen, und dieses unschuldige Kind dem Elende überlassen wollen?"

Der Baron antwortete nicht. Er war heftig bewegt, denn Ehrgeiz und Durst nach Reichthümern kämpften jetzt in seinem Innern mit den Gefühlen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Die Augen aller Umstehenden waren mit Thränen gefüllt, und kündigten ihm genugsam an, daß sie auf der Seite seines Sohnes waren. Endlich warf sich auch die bleiche und zitternde Rosamunde, von der

gefühlvollen Julie und ihrer Tochter unterstützt, dem Vater ihres Geliebten zu Füßen; sie war aber so schwach, daß sie nicht ein einziges Wort hervorbringen konnte. Sie zeigte auf ihr Kind; jetzt erhob die ganze Gesellschaft ihre Stimme zu Gunsten der beiden Liebenden, und der Baron, unfähig, den Gefühlen seines Herzens länger zu widerstehen, und überzeugt, daß er sich öffentlich dieser Handlung der Gerechtigkeit nicht widersetzen könne, ohne sich mit Schmach und Schande zu bedecken, streckte jetzt seine Arme nach der schönen Bittenden aus, nannte sie seine Tochter, und benetzte das Gesicht seines Enkels mit seinen väterlichen Thränen. Ein allgemeiner Beifall erfolgte von allen Umstehenden auf dieses rührende Schauspiel.

Zehntes Kapitel.

Während sich Jedermann bestrebte, der sanften Rosamunde seine Glückwünsche darzubringen, öffnete Werner zum zweiten Male seine Augen; aber er war so schwach, daß es außer Zweifel stand, er würde in Kurzem seine Augen zum letzten Male schließen. Er gab dem Pfarrer zu verstehen, daß er Julien und ihre Tochter zu sprechen wünsche. Als diese sich ihm näherten, sammelte er seine wenigen noch übrig gebliebenen Kräfte, um sie wegen seines früheren Betragens gegen sie um Verzeihung zu bitten. „Ich sehe

meinen jetzigen Tod als die gerechte Strafe dafür an," fuhr er fort; „aber versprechen Sie mir, daß ich Ihren Haß nicht mit ins Grab nehmen werde." Sie versprachen es ihm von ganzem Herzen, und als der Sterbende sahe, daß sie höchst gerührt waren, und Thränen vergossen, rief er aus: „Ach! ich verdiene so viel Mitleiden nicht! Wenn Sie wüßten! ... Herr Gutmann ... Ich war es .... der ...." das Wort erstarb ihm auf der Zunge; er ließ seinen Kopf allmählig zurücksinken, und hauchte in den Armen des Pfarrers seinen letzten Athem aus.

Dieser Tod machte auf die ganze Gesellschaft den tiefsten Eindruck; man eilte jetzt, Rosamunden in eine der beiden Kutschen zu bringen, ließ einen Bedienten zur Bewachung der Leiche zurück, und kam bald darauf im

Schlosse des Barons an. Dieser gab darauf Befehl, den Verstorbenen auf eine anständige Art zu beerdigen.

Es wird jetzt nöthig seyn, den Leser von den Ursachen in Kenntniß zu setzen, welche das in seinem Erfolge so traurige Zusammentreffen des jungen Barons mit Herrn von Werner herbeiführten. Dieser Letztere hatte vergebens den Grafen von Hasselstein gebeten, für ihn um Leonorens Hand anzuhalten; der Graf verweigerte es, weil er bereits den Entschluß gefaßt hatte, sich mit Julien zu vermählen, und daher unmöglich das Glück seiner künftigen Stieftochter so sehr aufs Spiel setzen konnte, daß er sie einem Manne, dessen schlechte Aufführung ihm bekannt war, zur Frau gab. Werner ward hierüber so aufgebracht, daß er mit seinem

alten Freunde gänzlich zerfiel, und da er nun überdieß noch hörte, daß der junge Baron von Herstall sich mit seiner liebenswürdigen Cousine vermählen sollte, war seine Wuth und Eifersucht ohne Grenzen. Er schwur, sich an seinem glücklichen Nebenbuhler zu rächen. Daher eilte er sogleich in die Gegend des freiherrlichen Schlosses, wo er endlich, nachdem er vergeblich zwei Tage lang umher geirrt hatte, seinen Gegner antraf. Er redete ihn sogleich an, und verlangte von ihm, auf der Stelle förmlich Leonoren zu entsagen, oder sich mit ihm zu schlagen.

Der junge Baron war nichts weniger als feig, und obgleich er bereits wußte, daß seine Cousine ihn ausgeschlagen hatte, so hielt er es doch für seiner unwürdig, einem Zweikampfe auszuweichen, oder zu scheinen,

als wenn er dergleichen fürchtete. Er machte daher seinen Feind zwar mit Leonorens Weigerung bekannt, antwortete ihm aber stolz, daß er bereit sey, ihm die gewünschte Genugthuung zu geben; und daß es jetzt nur darauf ankomme, Waffen zu haben. Die letztere Schwierigkeit hob Werner sogleich, indem er zwei Pistolen hervorzog, von denen Jeder eine nahm und selbst ladete, worauf sie sich anschickten, einander den Hirnkasten zu zerschmettern.

Während sich dieses zutrug, befand sich Rosamunde, deren einziges Vergnügen darin bestand, heimlich in dem weitläuftigen Park des Schlosses umherzuirren, um dann und wann ihren treulosen Geliebten zu erblicken, da sie nicht aufhören konnte, ihn zu lieben, zufällig, ihren Sohn auf dem Arme, in der

Nähe des Kampfplatzes. Sie hörte den Wortwechsel der beiden Gegner, und beschloß sogleich, dem Vater ihres Kindes zu Hülfe zu eilen, sobald sein Leben bedroht würde. Jetzt war sie Augenzeuge von den Vorbereitungen zum Zweikampf, legte ihr schlafendes Kind auf den Rasen nieder, und schlich sich, von Bäumen und Gesträuchen verdeckt, näher hinzu. Noch wartete sie ab, welchem von beiden das Loos den ersten Schuß zuwenden würde; Werner erhielt ihn, und ohne jetzt weiter etwas zu bedenken, sprang sie in dem Augenblicke, wo er losdrückte, auf ihren Geliebten zu, und fing so die dem Letztern bestimmte Kugel auf. Jetzt wollte sie zu ihrem Kinde zurückeilen, fiel aber nach einigen Schritten bewußtlos nieder, während ihr Geliebter sie auf der Stelle rächte, indem er seinen Gegner tödtlich verwundete. —

Der Baron wollte schlechterdings die Abreise Juliens und ihrer Freunde nicht eher zugeben, als bis die Vermählung seines Sohnes mit Rosamunden vollzogen war. Diese Feierlichkeit hatte auch wirklich statt, sobald die Wunde der Zukünftigen so weit geheilt war, daß sie ohne Gefahr aufstehen konnte.

Schon am folgenden Morgen traten dann Julie mit Leonoren, die Gräfin Hasselstein mit ihrem Sohne und Vater, und die Familie Gutmann den Weg nach dem Thale an, wo sie ohne weiteren Aufenthalt glücklich eintrafen.

O, mit welcher zärtlichen Rührung sah die gefühlvolle Julie diese theuren Gegenden wieder, die sie nur mit so vielem Kummer verlassen hatte. Alles redete hier zu ihrem Herzen; jeder Baum, jede Hütte, jede Pflanze

zog ihre Aufmerksamkeit auf sich, und auch Leonore theilte ihre süßen Empfindungen.

Als sie endlich ihren Einzug in das Schloß Hasselstein hielten, eilten ihnen Andreas und Gertrude entgegen; das Glück, welches diese beiden guten alten Leute empfanden, als sie ihre theure ehemalige Rathgeberin und Trösterin wieder erblickten, die sie jetzt als ihre neue Herrschaft begrüßten, kannte keine Grenzen. Andreas ergriff die Hände der schönen Wittwe, und benetzte sie mit seinen Thränen; Gertrude küßte weinend den Saum ihres Kleides, und dankte Gott, der Jungfrau Maria und allen Heiligen. Verwirrt und kaum ihrer Gefühle mehr mächtig, wollte Julie ihnen entfliehen, indem sie sich in den großen Saal begab; aber Alle folgten ihr dahin. Der erste Gegenstand,

welcher sich hier ihren Blicken darbot, war das Bildniß ihres Vaters, und die außerordentliche Aehnlichkeit zwischen ihr und diesem Gemälde fiel, wie früher Leonoren, der ganzen Gesellschaft auf.

„Ach! was das anbetrifft,“ rief Gertrude, sich die Augen trocknend, aus, „so kann es Niemand besser, als ich, bestätigen, ob Sie wirklich die Tochter des verstorbenen Grafen, meines alten Herrn, sind, und ich will es Ihnen sogleich sagen, gnädige Frau, wenn Sie nur den Aermel Ihres Kleides ein wenig aufstreifen wollen. Denn sehen Sie, die Kleine hatte auf dem rechten Oberarme ein Mahl, welches ganz deutlich das Bild einer schwarzen Maus darstellte.“

„Ja, wahrhaftig!“ sagte Julie, ihren Arm entblößend, und den Umstehenden zeigend; „hier ist das Mahl!“

„Wohlan," fuhr die ehrliche Gertrude fort, indem sie in die Hände klatschte; „wer könnte jetzt noch daran zweifeln, daß Sie unsere rechtmäßige Gebieterin und Besitzerin dieses Schlosses sind?"

Diese Bemerkung der alten Frau entging dem jungen Heinrich nicht; er fühlte, daß von nun an seine Mutter und er kein Recht mehr auf Güter haben könnten, welche demjenigen, der darüber verfügt hatte, gar nicht einmal gehörten. Er war im Begriff, seine Gedanken laut mitzutheilen, als Julie ihn errieth. Mit der ihr natürlichen Liebenswürdigkeit erklärte sie, wie sie entschlossen sey, die mit allgemeiner Zustimmung getroffenen Verabredungen aufrecht zu erhalten, und daß nichts sie zu einer Abänderung bewegen würde.

Jetzt nahm der alte Wimmer das Wort, und erklärte seinerseits, daß er durchaus nicht in die Aufrechthaltung dieser Verabredungen willigen würde, wenn man nicht auch seine Vorschläge annehmen wolle, welche darin beständen, sein ungeheures Vermögen, welches er in Amerika besaß, unter seine Tochter und die rechtmäßige Besitzerin der Hasselsteinschen Güter zu theilen. Diese Großmuth rührte Julien, welche daher den Vorschlag annehmen zu müssen glaubte.

Die Unterhaltung kam hiernächst auf die angeblichen Gespenster, welche Veranlassung gewesen waren, daß Julie ihre friedliche und stille Hütte verlassen mußte. Einer der anwesenden Bedienten klärte das Geheimniß auf, indem er erzählte, wie er vor Kurzem von dem Haushofmeister des Grafen ge-

hört habe, daß der Graf selbst, in Gesellschaft des Herrn von Werner und des Haushofmeisters, die Rollen der Gespenster übernommen hätten; übrigens sey Werner nicht nur jener Verlarvte gewesen, welcher Leonoren entführt hatte, sondern er sey es auch, der den Pfarrer Gutmann in jener Nacht, wo der Letztere die Gespenstererscheinungen näher untersuchen wollte, so schrecklich mißhandelte.

Obgleich Julie immer schon die bösen Absichten des Grafen und Werners vermuthet hatte, so empörte sie sich doch vorzüglich bei dieser Entdeckung ihrer Schändlichkeiten, und sie gab sich daher alle Mühe, das Andenken dieser verächtlichen Menschen gänzlich aus ihrer Erinnerung zu verbannen. Sie beschäftigte sich jetzt vorzüglich mit der

Sorge, ihre Zeit regelmäßig und zweckmäßig einzutheilen, so daß unschuldige Vergnügungen stets mit ernsteren Beschäftigungen zur Aufklärung des Verstandes und zur Vervollkommnung des Herzens abwechselten. Durch den Pfarrer unterstützt, vollendete sie jetzt, was die Natur so glücklich bei dem jungen Heinrich, nunmehrigen Grafen von Hasselstein, angefangen hatte; in wenigen Monaten war er einer der liebenswürdigsten jungen Edelleute in der ganzen Gegend. Um diese Zeit erfuhr man auch den frühzeitigen Tod seines Vaters, den er also nie kennen gelernt hatte.

Heinrich betete Leonoren an, und Leonore lebte nur für Heinrich; da ihre reinen und unschuldigen Herzen die Verstellung nicht kannten, so lasen ihre Eltern weit bes=

ser darin, als sie selbst, und billigten ihre gegenseitigen Empfindungen. Sie setzten ihre Vermählung mit Ablauf der Trauerzeit Heinrichs und seiner Mutter fest, wo sie auch wirklich statt fand. So kehrten jetzt alle Titel und Besitzungen des alten Hauses Hasselstein zu ihren rechtmäßigen Besitzern zurück, indem sie sich auf den Häuptern Leonorens und ihres Gemahls vereinigten. Die glückliche Familie trennte sich von nun an nicht mehr, und genoß ohne Unterbrechung die vollkommenste Glückseligkeit, deren die Menschen auf dieser Erde fähig sind. Ein jedes Mitglied dieser Familie lebte nur, um sich dem Glücke der übrigen zu widmen; die Tugenden, die sie ausübten, dienten der ganzen Gegend zum Muster; jeden ihrer Schritte begleiteten die Segnungen der Armen und

Hülfebedürftigen, und nachdem eine Menge fröhlicher und schöner Kinder den höchsten Reiz des irdischen Lebens vermehrt hatte, erfreuten sie sich bis in ihr hohes Alter der Früchte ihres tugendhaften Wandels.

Gedruckt bei W. Schulz zu Landsberg a. d. W.

80437

Ava 173 [illegible]
-178

